
von
Friedrich

Neues Leben.

Gedichte und Sprüche

von

Friedrich Bodenstedt.

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1886.

Der Frau Etatsräthin

Helene Donner

geb. Freiin von Schröder

in dankbarer Erinnerung an die schönen Tage von

Neumühlen

freundschaftlich zugeeignet

von

F. B.

Die schönsten Tage flieh'n am schnellsten,
Wie mir am Elbstrom auch geschehn,
Doch Herz und Geist lässt sie am hellsten
In der Erinn'rung auferstehn.

Inhalt.

Prolog.

Seite
Ein Traumbild 3

Erstes Buch.
Vorklänge.

Unsichtbare Wanderer 11
Rebenblüte 13
Ein Erinnerungsbild 15
Lied 17
Jugend und Alter 18
Die Frau 19
Verleumdung 21
Lebensziele 22
Das Leben 24
Der Tod 27
Auf der Reise 30
Draht und Dampf 31

Zweites Buch.

Aus der Thüringer Sommerfrische.

Seite

Leis gleitet wie eine Schlange 35
Im Fichtenhain. 37
Der Waldquell 39
Der Bach. 41
Der Kirchhof. 43
Die Menschheit zerbricht sich vergebens 45
Hell schimmern im frühen Morgenglanz 46

Drittes Buch.

Buch der Sprüche.

Das Wort ist ein Hauch 49
Jedes Menschen Fuß 49
„Ein Dichter sei der Spiegel seiner Zeit!" 50
Die Zeitung ist der Spiegel ihrer Zeit 50
Willst Du die Räthsel der Geschichte lösen 51
Wie des Herzens Glut 51
Ein Spruch der Weisheit bringt wenig Gewinn 52
Wir sind ein stattliches Geschlecht. 52
Unsichtbar blitzt aus enger Schranke 52
Die Zeit läuft hin und wir laufen mit. 53
Der Mensch kann nichts Höh'res erstreben 53
Ach, oft, was die Sitten verfeinert 53
Sprich gut von Andern — 54
Wie Lichtgedanken im brütenden Hirn 54
Wir lernen uns selbst erst durch Andre verstehn 54

Seite

Eine Zauberin 55
Gieb Niemand ungebeten Rath 55
Jedweder von uns lebt leicht nach der Regel. 55
Freundlich ertrag' ich menschliche Schwächen 56
Begangene Thorheit 56
Die Menschen, denen seit früher Jugend 56
Aus bösen Jungen werden oft brave Männer 56
Kein größres Verbrechen 57
Seltsame Welt 57
Der Genius findet nirgends rechten Platz 58
Die Demut, die von wahrer Größe zeugt 58
Woher? Wohin? Wozu? 58
Wir glauben die Dinge zu kennen 59
Ob der Winter hinter dem Sommer herzieht 59
Ein Dunstgebild nur ist das Himmelszelt 59
Wie der Körper in den Särgen 60
Wir leben ein thierisches Leben 60
Der Zweifel will uns den Glauben 60
Wir sollen wahr sein 61
Diese knochenstarke Menschengestalt 62
Im Hauche zieht das Leben ein 62
Alter Wein 63
Was Recht und Unrecht ist 63
Gesetze sollen wie Mauern nützen 63
Dies ist ein Mann nach dem Gesetze 64
Zu mächtigen Berghöh'n 64
Dies goldene Komma am Abendhimmel 64
Nichts, was ich mit den Augen gewahre 65
Willst Du geistreich erscheinen 65
Die Weisen nennen das Erhab'ne Gott. 66
Gar leicht verliert der Blick sich in der Ferne 66
Jungfräulich rein flockt vom Himmel der Schnee 66

Seite

Bewegt oft stand ich am bekränzten Sarg 66
Manche Woge hat mich geschaukelt 67
Im Glauben und Lieben 67
Weder kleine Leute noch große Herrn 68
Glüht Dein Herz von Liebesglück 68
Das Leben ist eine Bürde 69
Armuth bei Redlichkeit 69
Auf diesem kreisenden Erdenrund 69
Wenn Weisheit sich mit Schönheit paart 70
Willst Du gelobt sein 70

Viertes Buch.

Sonette.

Was uns zum Himmel machen kann die Erde 73
Es kann der Mensch nichts außer sich erkennen 74
Wir leben hier ein wunderliches Leben 75
Ob wir uns in Egyptens Hieroglyphen 76
Erwarte Nichts, und Manches wirst Du finden 77
Florenz 78
In Terni 79
Bei den Wasserfällen 80
Römischer Frühling 81
Ein Blick vom Kapitole 82
Rom 83
Neapel 84
Aprilstürme 85
Lugano I 86
Lugano II 87
Ein Fremdling war ich lange dem Sonett 88

Fünftes Buch.

Balladen und Erzählende Dichtungen.

	Seite
Ein Grab am Wiesenbach	91
Der Gottlob	94
Vater und Sohn	100
Cabreras Mutter	110
Ein Weihnachtsabend im Försterhaus	114
Seliges Sterben	119
Mutter und Tochter	121
Die blühende Insel	123
Der rasende Derwisch	127

Sechstes Buch.

Aus Italien.

Fontana Trevi	131
Rom	134
Auf dem palatinischen Hügel	136
St. Peter	138
Neros Geist	140
Im Amphitheater von Pompeji	142
Pästum	145
Wahn und Welt	147

Siebentes Buch.

Gedächtnißblätter.

Meiner Frau zum Geburtstage	155
Beim Tode eines Freundes	158
Zum 28. September 1883	159

Seite
Emanuel Geibel 163
Hans Makart 166
Die Weihnachtszeit 168
Zur Jahreswende 170

Achtes Buch.

Verschiedene.

Uplos-Zichý 175
Peter der Große auf dem Sterbebett 179
Beim Grabmale Heinrichs des Löwen 185
Im Donauland 188
Christus 191
Der Koran 192
Aus der Krankenstube 195
Traumbild 198
Mondnacht 200
Die Natur und der Mensch 201

Prolog.



Ein Traumbild.

Der Traumgeist führte mich in eine Wüste,
Die meine Augen nie zuvor gesehen,
Und wo doch Alles so vertraut mich grüßte,
Als säh' ich längst Bekanntes neu erstehen —
Nur daß ich durch die Luft geflogen kam
In's Wüstenland, erschien mir wundersam,
Da schauernd noch mein ganzer Bau erbebte,
Von Allem, was ich in der Luft erlebte.

Ich wußte nicht, was mich emporgehoben
Und über Land und Meer trug ohne Schwingen;
Weit höher schwebt' ich als die Wolken oben,
Mir war, als hört' ich schon die Engel singen
Im Himmel, ein Gefühl von Seligkeit
Kam über mich, doch fast zu gleicher Zeit
Fuhr's lähmend, wie ein Blitz, mir in die Glieder,
Aus Himmelshöh'n zog's mich zur Erde wieder.

Vergebens rang ich, oben mich zu halten,
Mir war's, als ob dort eine Stimme riefe:
„Folg' nicht der Erde finst'ren Truggewalten,
Nur einmal kommt Erlösung aus der Tiefe!"
Doch ob ich auch aus allen Kräften rang
Nach oben, schaudernd vor dem Untergang:
Ich sollte keine Himmelsluft mehr trinken,
Die Kraft versagte, ich begann zu sinken.

Schnell schoß ich abwärts, wie vom nächtigen Himmel
Ein Sternschuß, in die grenzenlose Leere,
Doch hemmte bald ein schwarzes Dunstgewimmel
Den Sturz, ich schwamm in einem Wolkenmeere,
Vor Kälte bebend, ringsum finst're Nacht.
Da flammt es plötzlich auf und dröhnt und kracht
Mit ohrbetäubend donnerndem Getöse,
Als ob der ganze Weltenbau sich löse.

So zwischen Schwefelglut und Finsternissen,
Von immer sich erneu'nden Schreckgestalten

In wildem Wirbel hin- und hergerissen,
Erlag ich den unheimlichen Gewalten,
Und als ich mein Bewußtsein wiederfand,
Lag ich bei Sternenschein im Wüstensand,
Die Oede war von Nebeln leicht umsponnen,
D'rauf schienen Sterne, hell wie kleine Sonnen.

Nie sah ich solche Sternenglut wie diese:
So mild und rein, als säh ich Augen leuchten
Der seligen Geister aus dem Paradiese,
Die alles Erdenweh aus mir verscheuchten.
In heiliger Andacht schaut' ich himmelwärts
Und Frieden kam in's wildbewegte Herz,
Ich fühlte: Höheres konnte mir das Leben,
Als es im Augenblick mir bot, nicht geben.

Da scholl mir eine Stimme in die Ohren:
„Im Flug' konnt'st Du den Himmel nicht erreichen
Und siehst, in seligem Anschau'n ganz verloren,
Jetzt nicht, wie seine Sterne schon erbleichen."

— Wer bist Du? — fragt ich, wundersam berührt.
„Ich bin der Traumgeist, der Dich hergeführt,
Doch mächtig nur bei Nacht, den Tag muß meiden,
Es dämmert schon, und ich muß von Dir scheiden.“

— O, bleib' noch — rief ich — laß mich Alles wissen,
Verlaß mich nicht, bis es beginnt zu tagen,
Noch ist das Kleid der Nacht nicht ganz zerrissen
Und Du kannst viel in wenig Worten sagen.
In dieser wunderbaren Sternennacht
Bin ich zu einem neuen Sein erwacht;
Des Räthsels Lösung meines Flugs und Falles
In dieser Nacht bedeutet für mich Alles! —

„Ich bin — sprach er — ein Ausfluß und ein Spiegel
Der höchsten Schöpferkraft im Weltenrunde,
Doch nur die Bilderschrift auf ihrem Siegel
Darf ich abspiegeln, und in nächtiger Stunde
Dem Geist der Menschen, der nach Höh'rem strebt,
Als was im Kleid von Staube um ihn lebt,

Ein Führer sein, sich völlig loszuringen
Vom Körper und zum Höchsten aufzuschwingen.

Ich führte Dich durch grenzenlose Räume
Empor zu Himmelshöh'n auf luftigen Bahnen,
Und was Du sahst in meinem Reich der Träume,
Ließ Dich noch Höh'res, Unsichtbares ahnen.
Dem Thoren ist der Traum ein Wahnbild nur,
Den Genius führt er auf des Ewigen Spur:
Wer je ein schönes Traumbild festgehalten
Mit Künstlerhand, schuf ewige Gestalten.

Die Herrschergeister, Seher und Propheten,
Die Bildner alle, die geschaffen Großes,
Die Götter selbst, zu denen Völker beten
Voll heiliger Scheu — sind Kinder meines Schooßes;
Denn nichts kann Großes in der Welt entsteh'n,
Was nicht der Geist zuvor im Traum geseh'n;
Will Gott der Menschenwelt sich offenbaren,
Muß er mit mir herab vom Himmel fahren.

Die Nacht erschließt die Blüten an den Bäumen,
Die Frucht kann erst in sonnigen Tagen reifen . . .
Die Nacht ist hin; ich darf nicht länger säumen,
Schon glüh'n im Ost des Morgens Purpurstreifen.
Leb wohl! und laß Dir jeden schönen Traum
Wie eine Blüthe sein am Lebensbaum:
Ob Würmer nagen und ob Stürme wüten,
Wird manche Frucht doch reifen aus den Blüten."

Erstes Buch.

Vorklänge.



Unsichtbare Wanderer.

So leis und langsam naht ein Wandrer
Wie an der Uhr der Zeiger schleicht;
Am Ziel begegnet ihm ein andrer,
Vor dessen Blick er scheu entweicht.

Unsichtbar sind die Wandrer beide
Wie reine Luft, und doch getrennt,
Daß man sie deutlich unterscheide
Wie man verschieden sie benennt.

Das Zeitmaß aller Kreaturen
Der Erdenwelt bestimmt ihr Lauf,
Sie drücken ihres Wandels Spuren
Den Sternen selbst am Himmel auf.

Sie sind's, die unsre Schritte lenken
Durch's Reich des Dunkels und des Lichts
Und wecken unsern Geist zum Denken —
Sie selber aber denken nichts!

Sie müssen gleiche Bahnen wandern,
Doch bilden nie ein freundlich Paar,
Das eine wird getrennt vom andern:
Das alte Jahr vom neuen Jahr.

Rebenblüte.

Dies ist die Zeit wo am Rheine die Reben blühn,
Rings von Rosengluten die Gärten glühn
Und zitternd im Strome spiegeln ihr Bild
Die Berge mit Burgen und Rebengefild.

Die Wogen ziehn weiter, das Bild bleibt bestehn,
Das Feste muß schwankend im Strome sich sehn
Solange der Himmel sein Auge nicht schließt
Und eine Woge sich hinter der andern ergießt.

Früh ging ich hinaus am sonnigen Tag,
Hörte Dampfgezische und Wellenschlag,
Sah Boote mit schimmerndem Segeltuch
Und Wandrer mit Stockschirm und Reisebuch.

Auf den Dampfern drängt sich's in buntem Gewirr,
Am Ufer klingen Lieder und Gläsergeklirr,
Doch still an den Bergen und Hügelreihn
Saugen die Reben den Segen der Sonne ein.

Sie stehn wie Soldaten in Reih' und Glied,
Im schlichtgrünen Rock, ohne Unterschied
Als des inneren Adels, der erst sich erschließt
Wenn ihr Blut zum Heile der Menschheit fließt.

Ein Erinnerungsbild.

Ich ging an einem trüben Tag
Durch's grüne Rheingefilde,
Am Weg ein Mägdlein knieend lag
Vor einem Heiligenbilde.

Gerührt vom Anblick blieb ich stehn
Am nahen Hügelhange —
Nur Haar und Rücken konnt' ich sehn
Und eine bleiche Wange.

Sie kniet, den Kopf zur Brust gesenkt,
Gefaltet ihre Hände . . .
Da plötzlich springt sie auf und lenkt
Den Blick empor zur Blende —

Daraus in reinem Himmelsglanz
Das Gnadenbild jetzt leuchtet,
Das trüb noch eben blickte, ganz
Von Nebeldunst befeuchtet.

Ich sah sie vor dem Bilde stehn
In sonniger Verklärung,
Als wär' ein Wunder ihr geschehn
Dem Glauben zur Bewährung.

Die Augen strahlten reines Glück,
Frisch glühten ihre Wangen,
Als sie vom Gnadenbild zurück
Kam leichten Schritts gegangen.

Ich wanderte noch weit umher
Durch's grüne Rheingefilde,
Doch sah kein solches Wunder mehr
Wie vor dem Heiligenbilde.

Lied.

Wenn Deine Stimme mir
Klagend und klangvoll tönt,
Hüpft mir das Herz
Wie ein Vöglein im Käfig.

Wenn Deiner Augen Glut
Mir in die Seele strahlt,
Wird sie so hell
Wie der sonnige Himmel.

Von dieser Wunderwelt
Hebt sich der Schleier ganz,
Du bist darin
Mir das holdeste Wunder!

Jugend und Alter.

Als ich jung war, sang ich voll Jugendlust
So harmlos wie Amsel und Meise,
Meine Schmerzen trug ich geheim in der Brust,
Zu klagen war nicht meine Weise.

Nun ich alt bin, mach' ich's noch ebenso,
Zwar die Täuschung der Jugend besteht nicht:
Nur selten noch stimmt ein Mensch mich froh,
Doch die Jugend des Herzens vergeht nicht.

Auch der alte Baum blüht wie der junge geblüht,
Doch er kennt kein verjüngend Erinnern
Wie der Mensch, dessen Auge noch Funken sprüht
Versinkender Gluten im Innern.

Die Frau.

Die Kunst zeigt höchste Schönheit leiblich
Als Frau in ihrem Heiligthum,
Und was der Volksmund nennt „echt weiblich!"
Gilt als der Frauen höchster Ruhm.

Nach außen drängt zu voller Wirkung
Des Mannes ungestüme Kraft,
Derweil in häuslicher Bezirkung
Die Frau stillwaltend sorgt und schafft.

Sie ist der Kinder Hort und Segen,
Er ist's, der Alles stützt und nährt;
So kommen beide sich entgegen
Zu einem Glück, das sie verklärt.

Was ruhmbegierig hohen Strebens
Der Mann auch zu erringen meint:
Die Frau bleibt Krone alles Lebens,
Wo sie als echte Frau erscheint,

Nicht als kampfwüthige Amazone;
Denn wie der Rose gab Natur
Ihr Waffen nicht zu Trutz und Hohne:
Zu ihrem eignen Schutze nur.

Und wie es keinem Mann zum Preise
Gereicht, heißt er „ein weib'scher Mann",
So löst die Frau in gleicher Weise
Als „Mannweib" ihres Zaubers Bann.

Verleumdung.

Mehr Unheïl, als der Sturm im lauten Grimme,
Der nicht verhehlt, daß er Zerstörung bringt,
Weckt schleichender Verleumdung leise Stimme,
Die wie ein Gift durch's Ohr zum Herzen dringt.

Der besten Menschen Schwächen leicht erkennend,
Des Argwohns Wecker, Schürer und Betäuber,
Vertrau'n und Liebe tödtend, Freunde trennend,
Ist der Verleumder schlimmer als ein Räuber.

Der Räuber muß beim Raub sein Leben wagen,
Doch der Verleumder treibt ein feiges Spiel,
Und seine Bosheit kennt kein höhres Ziel
Als Glück und Leben Andrer zu zernagen.

Lebensziele.

Von unsren Windeln bis zum Todtenhemde
Wie oft im Leben wechseln wir die Hülle!
Wir fühlen uns in dieser Welt wie Fremde,
Beut sie auch flüchtiger Freuden uns die Fülle,
Gewährt sie Keinem doch ein dauernd Glück.
Ein tiefes Heimweh glüht in allen Herzen
Und lenkt den Blick bald vorwärts, bald zurück.
Der Menschheit Jammer ist nicht wegzuscherzen,
Er blickt uns an mit schmerzensmüden Augen
Die starr sich gegen Tod und Leben sträuben,
Kein Mittel will zu seiner Heilung taugen,
Was helfen soll, dient nur ihn zu betäuben.
Die Erde nährt die Kinder ihres Schoßes
Nicht mütterlich besorgt in gleicher Weise;
Im Guten thun die Großen meist nur Großes
Wenn's ihnen selbst gereicht zu lautem Preise.

Das wahre Mitleid schleicht auf leisen Sohlen
Zum Haus des Armen und zum Bett des Kranken,
Um Noth zu lindern, nicht um Dank zu holen;
Denn seinem eignen Schicksal möcht' es danken,
Das wohlzuthun die Mittel ihm gegeben.
Fremd bleibt der Mangel wie der Ueberfluß
Dem Glück im wechselvollen Menschenleben:
Nur Lieb' und Wohlthun bieten Glücksgenuß
Bis sich der heimwehkranke Geist nach Ruhe
Sehnt aus der Welt fremdartigem Gewimmel:
Den Zweifler lockt als Ziel die dunkle Truhe,
Den Gläubigen zieht's empor zum lichten Himmel.

Das Leben.

Ich bin die große
Unsichtbare Kraft,
Die aus ewigem Schooße
Vergängliches schafft,
Im Ackerbrodem
Und Meeresodem
Gestaltend webt,
In Blumendüften
Und Hauch aus Grüften
Nach oben strebt.
Doch leid- und lustlos,
Mir selber bewußtlos
Wirkt meine Gewalt;
Ich kann mich nur sehen,
Doch nicht verstehen
In fremder Gestalt:

In Menschen und Affen,
In Löwen und Laffen,
In Wald und Wild,
In allem Gewimmel
Das sich regt unterm Himmel
Als Lebensgebild.

Blind ist mein Walten,
Ich kann nicht gestalten
Nach eigenem Sinn,
Kann auch nicht sehen
Lebendiges erstehen
Zu fremdem Gewinn.
Denn in leiblicher Schranke
Lebt's Keinem zu Danke
Beim gewaltigen Zwang
Des Triebes nach Nahrung,
Zu des Leibes Bewahrung
Vor immer dräuendem Untergang.

Es nährt sich vom Marke
Des Schwächern der Starke
In der gierigen Welt,

Und auf- und abwärts
Geht's immer grabwärts
Für Wurm und Held.

Stets neue Hüllen
Mit Leben zu füllen,
Zu neuem Zerfall
Im endlosen All,
Muß ich wogen und wehen
Ohne Rast und Ruh,
Und kann selbst nicht verstehen
Woher und wozu?

Der Tod.

Ich bin das Ende
Vergänglichen Scheins,
Ich bin die Wende
Urewigen Seins.

Ich komme zu lösen
Die Guten und Bösen
Aus Lebensnoth;
Allen Jammer auf Erden,
Unheil und Beschwerden
Bannt mein Gebot.

Bald nah' ich verstohlen
Auf leisen Sohlen
In stiller Nacht,

Wo am Bette des Kranken
In trüben Gedanken
Die Liebe wacht.

Bald komm' ich in Stürmen,
Wo Wogen sich thürmen
Ueber Mann und Mast —
Bald in Donner und Gluten,
Wo Helden verbluten
Im Schlachtfeld — zu Gast.

Ich löse die Bande
Des Ruhms und der Schande
Vom Lebenslauf,
Ich drücke mein Siegel,
Als der Wahrheit Spiegel,
Jedwedem auf.

Die Feigen durchbeben
Vor mir das Leben
In Furcht und Groll;

Die Muthigen schauen
Auf mich von Vertrauen
Und Hoffnung voll.

Ich bringe Befreiung
Aus ird'scher Entzweiung
Von Sein und Schein,
Des Bösen Enthüllung,
Des Guten Erfüllung
Im wahren Sein.

Das Leben ist mein Ernährer
Und ich bin des Lebens Verklärer.

Auf der Reise.

Nicht schattenlos im Sonnenschein
Geht Dir des Tages Schönheit ein;
Auf dunklem Grund kommt sie gezogen
In Sturmgewölk und Regenbogen,
Verfinstert bald den Himmel ganz
Und zeigt ihn bald voll Glück und Glanz,
Verhüllt sich hinter Wolkenschleiern
Ein Auferstehungsfest zu feiern,
Das uns in wenigen Minuten
Mehr herzerfreuende Bilder beut,
Als in den schattenlosen Gluten
Die Sonne über Wüsten streut.

Draht und Dampf.

Der gesprächigste und gesuchteste Rath
In der Welt ist heut der elektrische Draht.
Er wirkt Wunder, die Alles überragen
Was verlautet von alten Wundersagen,
Spricht unter dem Wasser mit Feuerzungen,
Hält mit Feuerarmen die Erde umschlungen,
Zieht Gluten aus donnernden Wasserstürzen,
Hat Macht, die längsten Wege zu kürzen,
Kraft, Wärme, Töne und leuchtende Helle
Durch die Länder zu tragen mit Blitzesschnelle.
Doch den Menschen bleibt er unterthan,
Die ihm gezogen seine Bahn
Und fester auf seine Treue bauen
Als sie einander selber vertrauen.

Eh' die Wunder der Elektricität
Sich zeigten in ganzer Majestät,
Ward in diesem erleuchteten Jahrhundert
Der Dampf als mächtigste Kraft bewundert;
Der Dampf hat heute nicht mehr Kraft
Als immer ihm war zu eigen,
Doch zwingt ihn heute die Wissenschaft,
Den Nutzen der Kraft zu zeigen.

Zweites Buch.

Aus der Thüringer Sommerfrische.



Leis gleitet wie eine Schlange
Der Bach durch's Wiesenthal,
Hell klingt vom Hügelhange
Der Heerdenglocken Choral.

Dufthauchende Fichten dunkeln
Thurmhoch durch's Himmelsblau,
Die Strahlen der Sonne funkeln
Und glitzern im Morgenthau.

Hoch steht ein Haus am Wege,
Das macht mit Busch und Baum
In mir Erinnerung rege
An einen Jugendtraum.

Seit mich's hieher zu wandern
Zum Erstenmale trieb,
Gewann ich keinen andern
Wie diesen Ort so lieb.

Da folgt' ich Deinen Spuren,
Du, in der Gottnatur
Von allen Kreaturen
Mir schönste Kreatur!

Im Fichtenhain.

Hier, ganz vom Lärm der Welt geschieden
Auf Bergeshöh'n, im Fichtenhain,
Wie athm' ich diesen heiligen Frieden
Des Walds in tiefen Zügen ein!

Die hohen, schlanken Stämme ragen
Wie Tempelsäulen auf zum Licht,
Das durch die Wölbung, die sie tragen,
In mildgedämpftem Schimmer bricht.

In dieser feierlichen Stille
Entfliehn die Stunden wie im Traum,
Als ob ein Zauberborn hier quille,
In Duft auflösend Zeit und Raum.

In frischem Grün die Augen baden,
Das Herz vergißt des alten Wehs,
Leicht schwebt der Fuß auf glatten Pfaden,
Braun wie der Rücken eines Rehs.

Da plötzlich huschten dunkle Schatten
Mit feuchtem Hauch her durch das Grün,
Dazwischen sah ich auf den Matten
Und Stämmen Purpurstreifen glühn . . .

Ich schritt hinaus zum Wald, doch lange
Noch folgte mir sein Zauber nach,
Und bei des Tages Untergange
Ward in mir die Erinn'rung wach:

In keinem Urwald fremder Zonen
Fand ich die Weltvergessenheit
Wie unter diesen Fichtenkronen
In heim'scher Waldeseinsamkeit.

Der Waldquell.

Beim Quell im Bergwald sitz' ich nieder,
Der zwischen Moos und Wurzeln quillt,
Er spiegelt Wald und Himmel wieder
Und zeigt mir auch mein eig'nes Bild.

Doch nicht wie ich's in seinem Spiegel
In meiner Jugendzeit geseh'n!
Sein eig'nes Bild blieb wie ein Siegel
Klar ausgeprägt in mir besteh'n.

Aus grünen Blättern wurden gelbe
Seitdem in manchem stürm'schen Jahr;
Der Quell im Wald blieb stets derselbe,
Doch ich bin nicht mehr der ich war.

Mein Auge nimmt, wie seines, täglich
Viel neue Bilder in sich auf,
Er aber läßt sie leicht beweglich
Vorüberzieh'n in raschem Lauf.

Die Nacht erzählt ihm nichts vom Tage,
Gleichwie der Tag nichts von der Nacht, —
Erinn'rung weckt ihm keine Klage,
Er weiß nicht, ob er schläft, ob wacht.

In immer frischer Segensfülle
Quillt er aus dunklem Erdengrund
Und Leben weckend, ohne Hülle
Wie Luft und Licht, giebt er sich kund.

Er macht den Wald zum Heiligthume,
Sein Odem wirkt wie Schöpferhauch,
Labt Hirsch und Vogel, Baum und Blume
Und manchen müden Wandrer auch.

Noch heute weht ein Hauch von Frieden
Aus seinem Segensmund mich an,
Wie einst, da ich von ihm geschieden
Und weite Pilgerfahrt begann.

Der Bach.

Vor meinem Fenster rauscht ein Bach
Durchsichtig bis zum Grunde;
Ich ging dem Lauf der Wellen nach
In früher Morgenstunde.

Ich sah sie zwischen dem Gartenland
Auf steinigem Grunde rinnen;
Viel Wäscherinnen knieten am Rand
Und wuschen im Bach ihr Linnen.

Ihr Mund hielt auch dabei nicht Ruh,
Ich hörte sie kichern und plappern.
Dann rauschte der Bach der Mühle zu,
Da gab es ein Plätschern und Klappern.

Nun thalwärts zog zum Wiesengrün
Der Bach in lustigen Sprüngen,
Im Wellgeschäum und Funkensprüh'n
Sich schimmernd zu verjüngen.

Bald wieder glatt wie Spiegelglas
Lag er im grünen Bette;
An beiden Rändern mähten Gras
Die Schnitter um die Wette.

Ich ging zum schattigen Tannengrund —
Zu heiß ward mir's allmälig —
Da fand ich ein Pärchen Mund an Mund
In stummer Andacht selig.

Ich aber wandte kurzgefaßt
Schnell heimwärts meine Schritte;
Ich weiß: ein unwillkomm'ner Gast
Ist in solchem Bunde der Dritte.

Der Kirchhof.

Ich ging zum nahen Waldgehege,
Ein Kirchhof lag auf meinem Wege;
Die Pforte stand offen, ich trat ein,
Sah grüne Gräber in langen Reih'n;
Auf Kreuzen und Steinen stand zu lesen
Was die Begrabenen einst gewesen,
Wie liebreich, tugendhaft und wacker,
Wahre Himmelssaat für den Gottesacker.

Doch nicht in Halme schießt die Saat,
Die man in dumpfe Särge that
Und anvertraut der feuchten Erde,
Daß sie ein Fraß der Würmer werde.
Wohl besser ist's, in Glut verlodern
Als in der schmutzigen Erde modern.

Des Menschen Leben ist Feuer und Rauch,
Es kommt im Hauch und vergeht im Hauch.
Wir leben um geläutert zu werden
Im Kampfe mit dem Schmutz auf Erden
Und nicht, um wieder in Schmutz zu versinken
Wenn wir den Kelch des Todes trinken.
Zur Tiefe neigt sich das Leben im Schlamme,
Zum Himmel steigt die läuternde Flamme . . .

So dacht' ich, als ich vom Friedhof kam
Und meinen Weg zum Bergwald nahm,
Um wieder zu athmen reine Lüfte
Nach dem verderblichen Hauch der Grüfte.

Die Menschheit zerbricht sich vergebens
Den Kopf an den Räthseln des Lebens.

Den Weg zum Grabe finden
Die Sehenden wie die Blinden.

Der Eine sucht in der Truhe
Nichts als die ewige Ruhe.

Der And're möchte im Staube
Nicht ganz und gar vergeh'n:
Zum Trost wird ihm der Glaube
An seliges Aufersteh'n. —

Hell schimmern im frühen Morgenglanz
Weiße Häuser in grüner Berge Kranz.
Tiefe Ruhe herrscht rings; es ist Sonntag heut,
Zur Kirche ruft jetzt fernes Glockengeläut,
Und zugleich aus den Höfen in meiner Nähe
Erhebt sich ein vielfaches Hahnengekrähe,
Als riefe ein Hahn dem andern zu:
Wer kräht am schönsten, ich oder Du?

Drittes Buch.

Buch der Sprüche.



1.

Das Wort ist ein Hauch,
doch kann man es wägen;
Der Hauch wird zum Wort
erst wenn wir ihn prägen,
Und wie das geschieht,
bringt's Fluch oder Segen!

2.

Jedes Menschen Fuß im Lebenslauf
Wirbelt den Staub von Jahrtausenden auf:
Der Eine schüttelt ihn ab mit Verachtung,
Dem Andern wird er zum Stoff der Betrachtung.

3.

„Ein Dichter sei der Spiegel seiner Zeit!“
So tönt ringsum die alte Mahnung wieder,
Doch nur den Abglanz der Vergangenheit
Und höh'rer Ahnung spiegeln echte Lieder.

Die Gegenwart zeigt stets ein wirres Bild,
Rein wirkt nur ein verklärendes Erinnern.
Ob ruhig schlägt sein Herz, ob stürmisch wild:
Der Dichter sei der Spiegel seines Innern!

4.

Die Zeitung ist der Spiegel ihrer Zeit,
Sie dient der Menschen täglichem Bedürfniß
Und zeigt im Bild von Habgier, Mord und Streit,
Die Menschheit mit sich selber in Zerwürfniß.

Wo Ruhm aus blutigem Boden wächst, da bucht
Auch der Zerstörung Helden die Geschichte —
Doch reine Stimmung, höhern Aufschwung sucht
Man in sich selbst nur oder im Gedichte.

5.

Willst Du die Räthsel der Geschichte lösen,
Beachte, wie die meisten Menschen sind:
Zu schwach zum Guten und zu feig zum Bösen,
Mit offnen Augen für die Wahrheit blind.

Doch bildsam zeigt zu jedem großen Werke
Sich jedes Volk, wenn ihm ein Herrschergeist
Erweckt wird, der durch überleg'ne Stärke
Zu hohem Ziel die Menge mit sich reißt.

6.

Wie des Herzens Glut
Sich im Auge verräth!
Wie macht heißes Blut
Uns're Zunge beredt!

Wenn dann der Verstand
Den Zügel nicht führt,
Gar leicht wird ein Brand
Uns zum Unheil geschürt!

7.

Ein Spruch der Weisheit bringt wenig Gewinn,
Schlägt nicht ein warmes Herz darin;
Er soll nicht blos die Weisheit künden:
Er soll auch die Liebe zu ihr entzünden!

8.

Wir sind ein stattliches Geschlecht
Voll Sinn für Wahrheit, Ehr' und Recht,
Die Töchter züchtig, stark die Söhne,
Doch dickbehäutet für das Schöne.

9.

Unsichtbar blitzt aus enger Schranke
Ein welterleuchtender Gedanke,
Und oft Jahrhunderte vergehen
Eh' wir die rechte Wirkung sehen.

10.

Die Zeit läuft hin und wir laufen mit,
Doch die Zeit hat einen so rastlosen Schritt,
Daß Keiner von uns ihr auf die Dauer
Zu folgen vermag; daher uns're Trauer!

11.

Der Mensch kann nichts Höh'res erstreben
Im Kampfe mit Sorge und Noth,
Als ein gutes Gewissen im Leben
Und einen guten Namen im Tod.

12.

Ach, oft, was die Sitten verfeinert,
Hat das Herz versteinert
Und getödtet die Liebe!
Oft ward der Firniß der Bildung
Zur blanken Umschildung
Gemeiner Triebe!

13.

Sprich gut von Andern — und die gute Kunde
Bleibt für die Hörer nur ein leerer Schall;
Sprich schlecht — und jedes Wort aus Deinem Munde
Weckt tausendstimmigen Widerhall.

14.

Wie Lichtgedanken im brütenden Hirn
Zieh'n dunkle Furchen auf leuchtender Stirn,
So zeugt von Feuer der schwärzliche Rauch
Und die Leuchte des Himmels wirft Schatten auch.

15.

Wir lernen uns selbst erst durch Andre verstehn,
Kein Mensch kann sein Bild ohne Spiegel sehn,
Doch nur ein Thor wird — sieht er hinein —
Stets mit sich selber zufrieden sein.

16.

Eine Zauberin hatte mich einst behext,
Da erkannt' ich zuerst mein eignes Wesen:
Meines Lebensbuches ganzen Text
Konnt' ich in ihren Augen lesen.

17.

Gieb Niemand ungebeten Rath,
Er könnte, wenn befolgt, mißglücken,
Und Dir legt man die Schuld der That
Als schwere Last dann auf den Rücken!

18.

Jedweder von uns lebt leicht nach der Regel
Solang ein günstiger Wind treibt seine Segel;
Doch nur, wer auch in Sturm und Meerestoben
Die rechten Bahnen einhält, ist zu loben.

19.

Freundlich ertrag' ich menschliche Schwächen;
Oft, wo sie fehlen, wohnt das Verbrechen.

20.

Begangene Thorheit zu bereuen
Nützt nur, wenn wir sie nicht erneuen!

21.

Die Menschen, denen seit früher Jugend
Das Glück die Wege gebahnt im Leben,
Glauben nicht leicht an der Anderen Tugend
Die auf dornigen Pfaden zur Höhe streben.

22.

Aus bösen Jungen werden oft brave Männer,
Die sich herrlich im Kampfe des Lebens entfalten,
Trotz der Zweifler, die sich für Menschenkenner
Und die Menschen für unverbesserlich halten.

23.

Kein größres Verbrechen giebt es auf Erden
Als im Banne unseligen Vorurtheils
Verirrten zu kreuzen die Wege des Heils
Und in der Gefahr sie noch mehr zu gefährden!

24.

Seltsame Welt, die immer danach fragt
Was Dieser oder Jener dazu sagt,
Wenn Menschen ihre eig'nen Wege wandern
Und Einer nicht so aussieht wie die Andern!

Des Menschen Werth ist seine Eigenart,
Die sich in That und Urtheil offenbart;
Der Hohlkopf nur füllt sich mit fremder Meinung
Bei jeder ungewöhnlichen Erscheinung.

25.

Der Genius findet nirgends rechten Platz,
Doch wo er wandelt, schafft er Platz für Viele;
Wohin er greift, da hebt er einen Schatz,
Und was er pflanzt, gedeiht wie Saat am Nile.

26.

Die Demut, die von wahrer Größe zeugt,
Ist jene nicht, die Bettlernacken beugt.
Den Glücklichen ehrt demutvoller Sinn,
Beim Unglück wohnt die Demut ohnehin.

27.

Woher? Wohin? Wozu? die alte Frage
Erneut sich in der Welt mit jedem Tage
Wie Sonnenauf- und Sonnenuntergang:
Sie hüllen beide sich in Dunst und Schimmer
Und gleichwie sie verschleiert sich uns immer
Die Antwort, unser ganzes Lebenlang.

28.

Wir glauben die Dinge zu kennen
Wenn wir sie verschieden benennen,
Doch statt der Erkenntniß im Leben
Ward uns nur Ahnung gegeben.

29.

Ob der Winter hinter dem Sommer herzieht
Oder der Sommer hinter dem Winter,
Es ahnt der Mensch, wohin er sieht:
Ein Höheres wirkt dahinter!

30.

Ein Dunstgebild nur ist das Himmelszelt
Mit Sonnen-, Mond- und Sternenlicht umwoben,
Und doch: was giebt es Schöneres in der Welt
Als diesen blauen Dunst, mit Licht von oben?

31.

Wie die Körper in den Särgen
Kann der Geist in Schrift sich bergen,
Um nicht spurlos zu vergehn:
So, wie aus lebendigem Munde,
Giebt die Schrift stets neue Kunde
Von des Geistes Fortbestehn.

32.

Wir leben ein thierisches Leben
Wenn wir uns nicht geistig erheben
Bis uns der Geist thut zu wissen:
Der Mensch fängt erst an beim Gewissen!

33.

Der Zweifel will uns den Glauben,
Der Glaube den Zweifel rauben;
Sie bekämpfen als wüthige Hasser
Einander wie Feuer und Wasser.

Schwer ist, wie das Gute vom Bösen,
Der Glaube vom Wahne zu lösen,
Und dem Gläubigsten selbst wird nur Frieden
Durch ein gutes Gewissen beschieden!

34.

Wir sollen wahr sein, aber wer es ist,
Gilt als ein schlechter Unterthan und Christ
Wenn er nicht weiß die Wahrheit einzukleiden,
Daß sie von Täuschung schwer zu unterscheiden.

Seit Christus, der die Wahrheit selber war,
Für sie gestorben, bringt sie stets Gefahr.

Der Geist der Lüge steht im Lebensbuch
Verzeichnet als der Menschheit höchster Fluch,
Allein wer für die Wahrheit stirbt, der lebt
In Wahrheit fort, auch wenn man ihn begräbt.

35.

Diese knochenstarke Menschengestalt
Als Herrscherbild auf dem Erdenrunde,
Trotzt nicht so lange der Zeiten Gewalt
Wie ein Wort des Lebens aus Menschenmunde:
Ein Jahrhundert ruft es dem andern zu,
Wenn der Geist längst modert in Grabesruh.

36.

Im Hauche zieht das Leben ein,
Im Hauche zieht es aus,
Dann wird das klappernde Gebein
Zum unbewohnten Haus,
Derweil der Geist, der sich erhebt
Zum Lichte, leuchtend weiterlebt.

37.

Alter Wein hat andres Feuer
Als unausgegohren neuer.
Das Gefäß macht nicht den Wein
Und der Wein nicht das Gefäß,
Doch wenn das Gefäß nicht rein,
Wird der Inhalt demgemäß,
Und der Wein, das Kind der Sonne,
Schmeckt nach Flasche oder Tonne.

38.

Was Recht und Unrecht ist, kann Jeder
Auch ohne Studium der Rechte wissen;
Denn besser lehrt es das Gewissen
Als der Professor vom Katheder.

39.

Gesetze sollen wie Mauern nützen
Leben und Eigenthum zu schützen,
Doch innerhalb der Mauern geschehen
Mehr Sünden als wir außerhalb sehen.

40.

Dies ist ein Mann nach dem Gesetze,
Der größte Gauner im ganzen Land,
Ein Aal, der immer entschlüpft dem Netze:
Die Maschen sind ihm genau bekannt.

41.

Zu mächtigen Berghöh'n führen krumme Pfade
Und oft auch zu den Höh'n im Menschenleben;
Nur in der Ebene wandelt glatt und grade
Wem Schwingen nicht zu hohem Flug gegeben.

42.

Dies goldene Komma am Abendhimmel
Glüht zwischen zerrissener Wolken Gewimmel,
Das von des Tages Sturm und Wettern
Erzählt in arg verwischten Lettern.

Darüber in grauer Ferne
Schimmern vereinzelte Sterne
Wie aus der Asche die Funken
Eines Feuers, das schon versunken.

43.

Nichts, das ich mit den Augen gewahre,
Hat so große Kraft wie das Unsichtbare.
Unsichtbar kommt der Sturm gezogen,
Der Meeresfluten thurmhoch hebt,
Die stärksten Schiffe auf den Wogen
Zerschmettert und im Meer begräbt;
Doch wehrt sich gegen seine Tücke
Der Vogel, Wurm, sogar die Mücke.

44.

Willst Du geistreich erscheinen,
Mußt Du Alles verneinen
Was man als groß und erhaben preist;
Doch, hast Du wirklich im Kopfe Geist,
So wird Dir selbst aus den kleinsten Dingen
Erhab'nes und Großes entgegenspringen.

45.

Die Weisen nennen das Erhab'ne Gott,
Die Thoren treiben mit Erhab'nem Spott;
Von eig'ner Wichtigkeit strotzt jeder Wicht:
Daß Höh'res als er selbst lebt, faßt er nicht.

46.

Gar leicht verliert der Blick sich in der Ferne,
Wo wir verschwommen Alles rings gewahren:
Nur in dem Leuchten schöner Augensterne
Kann uns der Himmel ganz sich offenbaren.

47.

Jungfräulich rein flockt vom Himmel der Schnee,
Den ich bald als Schmutz in den Gassen seh'.

48.

Bewegt oft stand ich am bekränzten Sarg,
Der eines theuren Lebens Hülle barg,
Doch tiefer noch bewegt am Traualtar
Wo Liebe nicht des Bundes Seele war.

49.

Manche Woge hat mich geschaukelt,
Manches Traumbild mich umgaukelt
Auf der schwanken Lebensflut —
Mancher Fächer hat mich umfächelt
Und geschürt im Herzen Glut —
Manche Lippe mir gelächelt,
Die schon längst im Grabe ruht!

50.

Im Glauben und Lieben giebt's nie
volle Klarheit;
Die Welt dreht sich zweifelnd um Irrthum
und Wahrheit.
Auf Erden scheint Wahrheit von
Täuschung untrennbar
Und nur wie der Blitz aus der
Wolke erkennbar.

51.

Weder kleine Leute noch große Herrn
Vernehmen die Stimme der Wahrheit gern;
Auch dem schönen Geschlecht gefällt sie nicht
Wenn sie in ernstem Tone spricht.
Die Narrheit allein versteht mit Lachen
Den Menschen die Wahrheit gefällig zu machen;
D'rum hat mancher Weise sich närrisch gestellt,
Damit sie nicht völlig verschwind' aus der Welt.

52.

Glüht Dein Herz von Liebesglück,
Halt es vor der Welt zurück:
Neid steht immer auf der Lauer
Und nur stummes Glück hat Dauer.

Doch singt schön Dein Lied von Leid,
Wahrt es sicher Dich vor Neid
Und die Welt freut sich von Herzen
Deiner tiefempfundenen Schmerzen!

53.

Das Leben ist eine Bürde,
Die schwer zu tragen mit Würde
Wenn am Herzen gemeine Sorge nagt,
Die nicht nach Deinem Werthe fragt,
Sondern wie eine kecke Dirne
Dir kam als ungebetener Gast,
Zu erforschen mit frecher Stirne
Nicht was Du bist: nur was Du hast.

54.

Armuth bei Redlichkeit
Ist vieler Menschen Loos;
Wo das Gewissen weit,
Wird leicht der Reichthum groß.

55.

Auf diesem kreisenden Erdenrund
Werden uns zwei Arten von Menschen kund:
Die, welche Böses und Gutes zu scheiden wissen,
Und solche, die gar nichts von Beiden wissen.

56.

Wenn Weisheit sich mit Schönheit paart,
Schlägt keins von Beiden aus der Art:
Weisheit soll Sinn für Schönheit nähren
Und selbst durch diese sich verklären.

57.

Willst Du gelobt sein, mußt Du loben
Den, der Dich lobt, — sonst ist es nichts
Mit aller Schönheit des Gedichts:
Kork und Kritik schwimmt immer oben.

Viertes Buch.

Sonette.



Was uns zum Himmel machen kann die Erde
Auf kurze Zeit, sind liebe Menschen nur:
Kein blauer Bergsee, keine blühende Flur,
Kein liebliches Geläut der Alpenheerde —

Kein Gletscher, dessen Gipfel die Beschwerde
Des Aufstiegs lohnt durch Blendwerk der Natur,
Läßt im Gemüt so dauernd lichte Spur
Wie lieber Menschen freundliche Geberde.

Nicht blos von junger Leidenschaften Gluten,
Auch von bewährter Freundschaft bleibt ein Glanz,
Der jede Stätte einstigen Glücks verklärt.

Das Glück im Leben zählt nur nach Minuten,
Sie bieten Blumen zum Erinnerungskranz:
Wer ihn nicht windet, war des Glücks nicht werth.

Es kann der Mensch nichts außer sich erkennen,
Was ihm die innere Stimme nicht verkündet;
Gewaltiger als Glut vom Blitz entzündet,
Sind Gluten die in unserm Geist entbrennen.

Wir wissen nicht, wo sich die Mächte trennen
In uns und außer uns, wo sie verbündet,
Wo einzeln wirken, noch wie sie begründet
Im Weltall sind, noch wie sie zu benennen.

Noch mehr als Sonnenglanz aus Himmelsferne
Lockt uns das Leuchten schöner Augensterne,
Die himmelhoch uns Herz und Geist erheben.

Der Blitz trifft einzeln tödtlich aus der Wolke,
Ein Geistesblitz schlägt ein im ganzen Volke,
Nicht um zu tödten, sondern zu beleben.

Wir leben hier ein wunderliches Leben!
Sobald wir unser Dasein wahrgenommen
Und wissen wie wir in die Welt gekommen,
Sehn wir auf's Neu von Dunkel uns umgeben.

Man sagt uns: Niemand kann den Schleier heben
Der Zukunft, denn sie liegt vor uns verschwommen,
D'rum kann uns nur der Blick nach rückwärts frommen,
Dem Licht in dunkler Vorzeit nachzustreben.

So fallen wir vom grünen Laub in's gelbe,
Zu lernen, daß auch dies einst grün gewesen
Bis es der Sturm der Zeit vom Baum gerissen.

Und uns're Kinder lernen dann dasselbe:
In aller Weisheit Büchern steht zu lesen,
Daß eitel Blend- und Stückwerk unser Wissen.

Ob wir uns in Egyptens Hieroglyphen,
Die Veden Indiens, die Mysterien Bel's,
Ob in die heiligen Schriften Israel's,
Ob in die Suren des Koran vertiefen,

Die größ're Glaubenswunder noch verbriefen
Als jenes von der Flut des Wunderquells,
Den Mosis Stab einst schlug aus Horeb's Fels;
Ob wir von aller Weisheit Quellen triefen:

Wir finden Höheres nicht, wie wir auch suchen,
Als Christi Mahnungsworte, die mir immer
Die größten aller Menschenworte däuchten:

Liebt eure Feinde, segnet die euch fluchen,
Thut Armen Gutes ohne Prunk und Schimmer,
Und eure Augen laßt von Reinheit leuchten!

Erwarte Nichts, und Manches wirst Du finden,
Das überraschend kommt Dich zu erfreuen,
Sei's, alter Zeit Erinn'rung zu erneuen,
Sei's, Blumen Dir zu neuem Kranz zu winden.

Erwarte Viel, und wie von rauhen Winden
Jählings umwölkt wird Dir der Himmel dräuen,
Und jeden Strahl, die Wolken zu zerstreuen,
Siehst Du, Dein Hoffen höhnend, wieder schwinden.

Oft sah ich in der Jugend Wanderjahren
Sich meinen Himmel der Erwartung trüben,
Als Stern der Hoffnung nur ein Irrlicht funkeln.

So lernt' ich nie vor Täuschung mich zu wahren,
Noch weniger, mich in Geduld zu üben
Und selbst im Alter tapp' ich noch im Dunkeln.

Florenz.

Seh' ich das zierliche Geschlecht von heute
Hintrippeln zwischen hohen Burgpalästen,
Des Mittelalters mauerstarken Vesten,
Die oft in wildem Kampf der Feind bedräute —

Wie klein erscheinen mir die artigen Leute
Hier neben großer Vorzeit Ruhmesresten,
Die unter Kampf und Sturm soviel des Besten
Und Schönsten schuf, das je die Welt erfreute!

In Marmorbildern unter freiem Himmel
Führt neben Michel Angelo hier Dante
Den Chor erlauchter Geister von Florenz.

Christfestgeläut rief laut das Volksgewimmel
Zur Kirche, während ich in's Freie wandte
Den Schritt, wo Alles grünte wie im Lenz.

An Cerni.

Dein denk' ich, Tacitus! der uns're Ahnen
Der Welt geschildert mit so hellem Ruhme,
Daß aller Tugendglanz im Römerthume
Verblaßte vor der Tugend der Germanen.

Du wolltest Rom zu neuem Aufschwung mahnen; —
Als welk geworden seines Lebens Blume
Im Fieberhauch versumpfter Ackerkrume,
Da zeigt'st Du ihm des echten Ruhmes Bahnen

In deutscher Frauenzucht und Männertugend . . .
Hier, auf der Stätte Deiner ersten Jugend,
Weih' ich Dir scheidend dies Erinnerungsblatt;

Denn vor der Thür hält schon der Vetturino,
Der zu den Wasserfällen des Velino
Mich führen soll aus Deiner Vaterstadt.

Bei den Wasserfällen.

Die frische Luft schien wie vom Duft gewürzt
Aus dem Orangenhain, durch den wir kamen,
Als wir den Weg zum Felsenthale nahmen
Wo der Velino tief zur Nera stürzt,

Und rauhe Felskolosse weich umschürzt
Mit Glanzgeweben, flatternd in dem Rahmen
Des grünen Thals, wo er nach wundersamen
Luftsprüngen donnernd seine Laufbahn kürzt.

Doch sterben kann er nicht; denn kaum verloren
Im Nerabett, sieht er sich neugeboren
Hoch auf dem Felsenthron, dem er entsprungen.

Sprühwolken steigen schimmernd auf zum Himmel
Aus seiner Wogen schäumendem Gewimmel,
Und unten hallt's und schallt's von tausend Zungen.

Römischer Frühling.

Ein schöner Traum nur ist der Lenz im Norden:
In seiner Blüthendüfte Wonneschauer
Mischt Wehmut sich ob seiner kurzen Dauer,
Sein Lied verhallt in klagenden Accorden.

Hier aber, an den immergrünen Borden
Des Tiber weckt der Frühling keine Trauer,
Frisch überblüht er Flur, Busch, Baum und Mauer,
Doch nur ein Bundsgenoß ist er geworden

Beständiger Blüthenmächte, die im Süden
Zu blühn und Frucht zu tragen nie ermüden,
Wo Nord und Süd im Blumenhauch sich mischen.

O, könnten so die Völker sich verbünden,
Des Nordens Geist für Schönheit zu entzünden,
Durch nordische Kraft den Süden zu erfrischen!

Ein Blick vom Kapitole.

Ich sah auf Rom hinab vom Kapitole:
So friedlich lag die Stadt der Sieben Hügel,
Als ob der römische Adler seine Flügel
Zum Schlaf gestreckt und träumend Athem hole.

Der Frühling kam zu ihr auf leiser Sohle,
Nicht — wie ich's einst hier sah — den Fuß im Bügel,
Zum Kampf gerüstet, mit verhängtem Zügel:
Rom ward der Menschheit Friedensmetropole.

Lorbeer und Veilchen grüßen hold einander
Wie Myrth' und Palme, Ros' und Oleander.
Nie werd' ich dieses Zauberbild vergessen!

Fern blauten Berghöh'n her in feinen Linien,
Vor mir erhoben sich grünschirmige Pinien
Und schwarze, thurmhochragende Cypressen.

Rom.

Rom, alten Heldenthums zerfallene Bühne!
Mir ist, wenn ich die Trümmerwelt durchschreite,
Als bringe jeder Fußtritt eine Saite
Zum Nachklang aus dem Spiel von Schuld und Sühne.

Dein Odem war schon Fäulniß, als dich kühne
Barbaren niederschmetterten im Streite,
Doch durch das Kreuz gewannst du eine zweite
Weltherrschaft bald, daß neu dein Lorbeer grüne.

Aus deinen Römern wurden Italiener,
Aus deinen Heiden wurden Nazarener,
Der heilige Petrus ward dein Glaubensheld.

Durch Päpste, zu der Kirche Hort berufen,
Und Künstler, die erhabene Werke schufen,
Wardst du auf's Neu die Wunderstadt der Welt.

Neapel.

Ich sah die Völker sich in Waffen brüsten,
Erneuernd und vermehrend um die Wette
Kanonen, Sprenggeschosse, Bajonette,
Als gelt' es rasch zu großem Kampf zu rüsten.

Mich Kranken aber trieb ein Heilsgelüsten
Zu einer friedlichen Genesungsstätte,
Als ob mein Schmerz ein Anrecht darauf hätte,
Daß bösen Tagen gute folgen müßten.

Nun weil' ich hier am schönsten Fleck der Erde,
Doch sehe nicht die vielgerühmte Bläue
Des Himmels und des Meeres von Neapel.

Vielmehr mit heimwehtrauriger Geberde
Bemerk' ich jeden stürmischen Tag auf's Neue:
Mein Glücksschiff läuft auch hier noch nicht vom Stapel.

Aprilstürme.

Neapel, Rom, Florenz, Parma und Mailand
Verfolgten mich mit Stürmen und Gewittern,
Nach Wärme seufzend mußt' ich fröstelnd zittern
Und aus der Sintflut stieg kein rettend Eiland.

So ging mir's schon einmal im Süden weiland,
Als der April mit seinen bunten Flittern
Mich lockte, mir das Leben zu verbittern,
Mir zum Versucher wurde statt zum Heiland.

Ich wähnte, kindlich dürft' ich ihm vertrauen,
Denn — ein Aprilkind — ehrt' ich ihn als Vater
Und liebt' ihn auch, doch nicht zu meinen Glücke!

D'rum werd' ich künftig nicht mehr auf ihn bauen,
Denn stets als unverläßlicher Berather
Erschien er mir voll wetterwend'scher Tücke.

Lugano I.

Durchnäßt und müde lag ich gestern nieder
Nach langer Fahrt, und als ich früh erwachte,
Schien freundlicher der Himmel als ich dachte,
Zum erstenmal schien mir die Sonne wieder.

Verwundert hob' ich meine Augenlider;
Ich fühlte, daß die Sonne, die mir lachte,
Ganz neue Lebensglut in mir entfachte,
Behaglich reckt' ich die durchwärmten Glieder.

Zum Fenster schaut ich aus: rings auf den Bergen
Lag frischer Schnee; doch unter mir im Garten
Sah ich den Frühling blüh'n in üppiger Blüthe.

Vor aufgeputzten Kähnen standen Fergen,
Die am Luganersee auf Kundschaft harrten,
Deß blaue Flut hell wie der Himmel glühte.

Lugano II.

Hier reichen Nord und Süden sich die Hände,
Begrüßen sich mit freundlichem Gesichte
Und keines steht dem andern so im Lichte,
Daß jedes nicht Raum zur Entfaltung fände.

Rings prangt von frischem Grün das Berggelände,
So hoch wie die Cypresse ragt die Fichte,
Und wechselnd, wie die Reime im Gedichte,
Umsäumen Blumenbeete Fruchtbestände.

Der Hauch des Lorbeers mischt sich in den Lüften
Mit Fichten-, Veilchen- und Orangendüften;
Des Südens festes Laub in mildem Glanze

Vereint sich mit des Nordens lockern Blättern,
Die frischer grünen, aber leicht verwettern,
Um den Luganosee zu schönem Kranze.

Ein Fremdling war ich lange dem Sonette,
Doch in dem Land, wo das Sonett geboren,
Summt mir sein Klang so heimisch in den Ohren,
Als ob ich anders nie gedichtet hätte.

Viel rauhe Tage stürmten um die Wette
Wild auf mich ein, wie gegen mich verschworen,
Doch auch manch' sonniger Tag ward mir erkoren,
Viel Schönes fand ich, das ich heimwärts rette . . .

Das Dunkel flieht beim ersten Sonnenstrahl,
Erinnerung wirft in ihrem Zauberspiegel
Selbst Glanz auf Tage, die so trüb' uns däuchten,

Daß wir, ganz lebensmüde, uns'rer Qual
Ein Ende wünschten durch des Todes Siegel,
Da uns kein Hoffnungsstern mehr schien zu leuchten.

Fünftes Buch.

Balladen und Erzählende Dichtungen.



Ein Grab am Wiesenbach.

Krausköpfige Weiden am Wiesenbach steh'n
Zwischen hohen Pappeln und Erlen,
Und wo die Wellen durch's Röhricht geh'n,
Da blitzt es im Mondlicht wie Perlen.

Es war ein Fräulein leichtgesinnt,
Die liebt' einen Junker thöricht,
Der sie verließ; sie barg ihr Kind
Zur Nacht im dunklen Röhricht.

Lange starrte sie stumm auf das Wassergrab,
Sie konnte nicht sprechen noch weinen,
Dann sank sie trostlos selbst hinab,
Sich dem Kinde im Tod zu vereinen.

Die heimliche Sünde ist Selbstbetrug!
Das fühlte sie qualvoll im Schilfe;
Für sie war das Wasser nicht tief genug,
Für das Kind kam zu spät ihre Hilfe.

Ihr entrang sich ein schriller Jammerschrei
Im Versuche, zum Tod sich zu betten.
Ein Wand'rer hört's und eilt herbei,
Die Unglückselige zu retten.

Der Wanderer war ihr wohlbekannt,
Dem einst ihr Herz gehörte
Und der sie seine Braut genannt,
Bevor sie der Junker bethörte.

Als er nun liebreich zu ihr sprach
Und hielt sie warm umfangen,
Ein Strom von heißen Thränen brach
Ueber die bleichen Wangen.

Doch jäh riß sie sich von ihm los
Und tauchte unter geschwinde,
Als Leiche fand er im Wasserschoß
Die Mutter bei ihrem Kinde.

Er grub den Beiden am Ufer ein Grab
Bei des Mondlichts bleichem Gefunkel;
Zur Fremde dann zog er am Wanderstab,
Im Herzen sternloses Dunkel.

Der Gottlob.

Was schmettern die Hörner, was hallt und schallt
Von der Schauenburg Höh'n durch den sonnigen Wald?

Auf der Burg, am ersten Maientag
Ludwig der Bärtige hält Festgelag.

Viel stolze Ritter lud er ein,
Viel edle Frauen und Jungfräulein.

Reich war an köstlichen Speisen das Mahl,
Edler Frankenwein perlt in jedem Pokal,

Macht die Zunge beredt und das Auge licht;
Der Burgherr gewahrt es mit frohem Gesicht.

Doch als er schärfer im Kreise blickt um,
Sieht er einen Gast sitzen traurig und stumm.

Das war ein Ritter aus Frankenland,
Ludwig dem Bärtigen stammverwandt.

„Geh, Knappe, hol' mir den Ritter her!
Sein Leid zu kennen ist mein Begehr."

Der Knappe ging, der Ritter kam:
„Nun, Kurt, gesteh' mir, woher Dein Gram?"

Kurt schaut dem Burgherrn in's Gesicht:
„Dir, edler Herr, verhehl' ich's nicht.

Mein Herz ist traurig bis zum Tod
Aus unheilbarer Liebesnot.

Ich liebe die schöne Adelheid
Und mich auch liebt die süße Maid,

Doch ihr Vater will seiner Tochter Hand
Keinem Ritter geben aus Frankenland,

Lieber will er sie in ein Kloster sperr'n
Als mich ihr geben zum Eheherrn." —

„Ich weiß, er ist den Franken gram,"
Sprach Ludwig, als er die Rede vernahm,

„Doch ich als Franke bin Herr im Land
Und ich bürge Dir für seiner Tochter Hand!

Knappe, ruf mir den Ritter Albrecht her,
Mit ihm zu reden ist mein Begehr.“

Der Knappe ging, der Ritter kam,
Und als er Ludwigs Wunsch vernahm,

Mit Adelheid Kurt vermählt zu seh'n,
Sprach er: „Wohl, Herr, das soll gescheh'n!

Doch eine Bedingung knüpf' ich daran
Ihn zu begrüßen als Tochtermann.

Der Kitter Kurt ist wohlbekannt
Als der stärkste Mann im Thüringer Land:

Ich will, daß er der, die er liebt,
Von seiner Kraft eine Probe giebt:

Er soll sie tragen in Einem Lauf
Genüber den hohen Berg hinauf.

Kommt er dort glücklich mit ihr an,
Begrüß' ich ihn als Tochtermann."

Kurt sprach: „Ich setze mit frohem Muth
Meine ganze Kraft an mein höchstes Gut!"

Er neigt sich der Holden mit sittigem Gruß
Und führt sie hinab an des Berges Fuß.

Viele Ritter zogen hinterdrein,
Auch viel edle Frauen und Jungfräulein.

Die Meisten hielten Alles für Scherz,
Doch dem Burgherrn fiel es schwer auf's Herz.

Wohl kannt' er der Liebe ganze Gewalt,
Doch hoch war Adelheid von Gestalt.

Sie schritt wie eine Königin
An ihres Ritters Hand dahin.

Ihren Nacken umglühte wunderbar
Wie Sonnenstrahlen gold'nes Haar.

Und Ludwig dachte voller Pein:
Ein Fehltritt kann ihr Verderben sein!

Zum Ritter Albrecht trat er hin
Und sprach: „Beug' Deinen stolzen Sinn,

Laß unversucht der Liebenden Glück:
Der Berg ist steil, nimm Dein Wort zurück!"

Doch zur Antwort gab der Rittersmann:
„Ich selbst bin in meines Wortes Bann!"

Schnell rüstet sich zum Aufstieg Kurt,
Löst erst das Schwert von seinem Gurt,

Hebt dann die Braut fest auf den Arm;
Sie schmiegt sich an ihn weich und warm;

Mit ihr bergan steigt er sogleich,
Ihm war als trüg' er das Himmelreich.

Bis zur Mitte des Berges gelangt er bald,
Da gähnt ein tiefer Felsenspalt.

Er kann nicht weiter, er muß ihn umgeh'n,
Da höhnend sieht er Herrn Albrecht steh'n.

Der war ihm gefolgt auf jedem Schritt,
Und die Neugier zog auch Andere mit.

Laut pochte sein Herz, doch ohne Ruh
Klomm er dem Gipfel des Berges zu.

Der Athem stockt, die Kraft versagt,
Doch aufwärts keucht er unverzagt,

Kommt endlich an über Stock und Stein
Und ruft: „Gottlob, nun bist Du mein!"

„Gottlob!" rief sie beseligt auch.
Doch sein Liebesgruß war sein letzter Hauch.

Als sie die Lippen zum Kuß ihm bot,
Hinsank er zu ihren Füßen todt.

Seitdem wird der Berg im Thüringer Land
Wie zum Hohne der Liebe „Gottlob" genannt.

Vater und Sohn.

Im Kerker zu Gent lagen Vater und Sohn,
Gebändigt durch eiserne Bande,
Als Rebellen gegen den Herrscherthron
Des Fürsten der flandrischen Lande,
Der Krieger geworben in welschem Sold
Und selbst sich verkauft für welsches Gold,
Um sein eigenes Volk zu knechten
Im Dienst von fremden Mächten.

Und er kam zum Kerker, sich an der Qual
Der gefangenen Ritter zu weiden;
Doch höhnend traf ihn der Augen Strahl
Und das Zucken des Mundes von Beiden.
Sie blickten ihn an so stolzen Gesichts,
Als wären sie selber die Herrn des Gerichts
Und in ihrer Ketten Bürde
Ihm hoch überlegen an Würde.

Er sprach: „Ich ehre stolzen Muth
Auch an rebell'schen Vasallen;
Der Richtplatz lechzt nach Eurem Blut,
Ihr seid dem Tode verfallen.
Ihr habt mich in offener Fehde bekriegt,
Wir haben gekämpft, ich habe gesiegt,
Doch ich will, meinen Sieg zu verklären,
Euch eine Gnade gewähren.

Ein Haupt muß fallen von den Zwei'n,
Als Sühne des Frevels am Throne,
Doch die Wahl zwischen Beiden stell' ich allein
Dem Vater anheim und dem Sohne:
Wer von den Beiden mit Schwertesstreich
Das Richtamt übt, mir gilt es gleich,
Doch werd' ich's ihm rühmend gedenken
Und Leben und Freiheit ihm schenken.

Ihr starrt mich zweifelnden Auges an,
Laßt wirr die Blicke wandern,
Doch halten werd' ich mein Wort als Mann,
Ich, Ludwig, Graf von Flandern!

Ihr wißt nun, wo Euch Hoffnung winkt:
Eh' morgen wieder die Sonne sinkt,
Muß sich die Wahl entscheiden,
Sonst droht der Tod Euch Beiden!" —

Er sprach's und ging. Sie starrten ihm nach,
Als sich hinter ihm schloß die Pforte,
Graunvollen Blick's, doch Keiner sprach,
Der Schmerz fand keine Worte,
Als wäre die Zunge verdorrt im Mund
Bei dem wilden Feuer im Herzensgrund,
Entzündet vom Spruche des Grafen,
Dessen Worte wie Brandpfeile trafen.

Und lange saßen die Beiden stumm
In qualvoll unheimlichem Brüten,
Da wandte der Vater zum Sohne sich um
Und sprach: „Möge Gott Dich behüten!
Du bist noch jung, hast Weib und Kind,
Die verlassen und hilflos ohne Dich sind,
Dein Tod zieht sie mit in's Verderben:
Bleib leben und laß mich sterben!"

„Halt ein!“ — rief schluchzend der Sohn — „halt ein!
Sei mir kein böser Berather:
Dir dank’ ich mein Leben, Dir will ich es weih’n:
Laß mich für Dich sterben, mein Vater!
Du hast mich erzogen stark und gut,
Wohl aufgehoben in Deiner Hut
Kann ich Weib und Kinder verlassen,
Dein Arm wird sie schützend umfassen.“

„Schwache Bürgschaft beut mein greises Haupt,“ —
Gab zur Antwort der Vater wieder, —
„Wie ein Baum im Winter steh’ ich entlaubt,
Du hast noch blühende Glieder,
Und bleibt mir der einzige Sohn nicht mehr,
So schwindet mein Leben ganz öd’ und leer,
Darum bitt’ ich Dich ernst: erfülle
Den letzten Wunsch, den ich enthülle.

Gehorsam ist des Sohnes Pflicht,
Ich bin Dir kein böser Berather,
Und was ich wünsche, ist Sünde nicht,
Denn vom Sohne heischt es der Vater,

Der, seinem Schöpfer zugewandt,
Lieber kehren will unter Sohnes Hand
Als unter der Hand des Henkers
In den Schoß des Weltenlenkers.“ —

„Ein Leben, dem solche Prüfung droht,“ —
Sprach der Sohn zum Vater gewendet, —
„Ist mehr zu fürchten als der Tod,
Der schnell alle Leiden endet.
Doch Du sollst nicht sterben vom Henkerbeil:
Ich wage mein eigenes Seelenheil,
Dich vor der Schmach zu bewahren,
Durch den Henker zum Himmel zu fahren.“ —

Noch ehe die Rabenschwingen der Nacht
Das Auge des Tages verdunkelt,
Ward von den Gefangnen die Botschaft gebracht
Dem Grafen, deß Auge stolz funkelt;
Hoch hielt er das Haupt und sprach vor sich hin:
„Hat so schnell sich gebeugt der trotzige Sinn,
Der so stark sich gezeigt im Kerker?
Doch die Liebe zum Leben blieb stärker!“

Schnell flog die Kunde durch's Volk von Gent,
Wie getragen auf Schwingen des Windes,
Daß der greise Ritter van Hoogerwend
Soll sterben durch's Schwert seines Kindes.
Manche Mutter rief: „Daß Gott sich erbarm'!"
Und hielt ihren Säugling fester im Arm, —
„Kann ein Sohn die Hand erheben
Gegen des eig'nen Vaters Leben?"

Unheimlich Gemurmel ging durch die Stadt:
In Fluch werd' ihr Segen sich kehren,
Wenn sie dulden wollte solch' Unheilsblatt
Im uralten Buche der Ehren.
Die Priester hielten ernsten Rath,
Die eigene Gattin des Grafen bat
Um Gnade für die Armen,
Doch sein Herz kannte kein Erbarmen.

Nach dem Richtplatz vor dem Gravensteen,
Der Grafenburg von Flandern,
Das blutige Schauspiel anzuseh'n,
Gab's früh schon ein Wogen und Wandern.

Lag's auch auf allen Herzen schwer:
Die Neugier trieb doch Alle her;
Schwül strahlte die Sonne vom Himmel
Auf das bunte Menschengewimmel.

In der Luft schwebt's wie ein flimmernder Flor,
Weißer Dunst stieg aus den Canälen
Und hob sich zerflatternd zum Himmel empor,
Mit den Wolken sich zu vermählen,
Die in dunkeln Zügen von Westen nahn
Und bald auf ihrer luftigen Bahn
Der Sonne Glitzern und Funkeln
Auf Thürmen und Dächern verdunkeln.

Doch noch brannt' es auf allen Köpfen heiß,
Als der Graf mit seinen Trabanten
Eintrat in der harrenden Menge Kreis,
Aller Augen auf ihn sich wandten,
An dem des Tages Schicksal hing,
Dem er stolzen Schrittes entgegen ging,
Wie an der Spitze der Krieger
Ein ruhmgekrönter Sieger.

Nun führt man die beiden Gefangnen herbei,
Ein Priester geht ihnen zur Seite,
Daß er mit erbaulichen Worten die Zwei
Auf dem schweren Gange begleite.
Der Alte hatte sich stärker geglaubt
Als er war; er legte die Hand auf's Haupt,
Das kahle, unbedeckte,
An dem die Sonne heiß leckte.

Mit glühender Zunge leckte sie
An Scheitel ihm und Stirne;
Die Kraft versagte, ihm brannt' es wie
Geschmolzenes Blei im Gehirne.
Doch der junge stützte den alten Mann,
So kamen sie auf dem Richtplatz an;
Während schwarz eine Wetterwolke
Sich hinzog über dem Volke.

Vater und Sohn, nun hielten sie
Zum letzten Mal sich umwunden.
Dann sank der Greis auf seine Knie,
Ihm wurden die Augen verbunden;

Er hielt in der Hand ein Kruzifix,
D'rauf fiel der Strahl des letzten Blicks;
Nun soll sein Leben enden
Durch das Schwert in des Sohnes Händen.

Doch als der Sohn das Schwert erhebt,
Wird's vor den Augen ihm dunkel;
Der Donner rollt, die Erde bebt,
Ein blendend Geflamm' und Gefunkel
Springt aus der kreißenden Wolken Schoß,
Dann stürmt's und gießt's; die Furcht ward groß
Im Volk bei des Himmels Grimme,
Man rief: Das ist Gottes Stimme!

Dem Grafen scholl das Wort in's Ohr,
Er wußte nicht wie ihm geschehen,
Wie ein Wahnbild kam ihm Alles vor
Was er wirren Auges gesehen:
Einen jungen Mann mit gezücktem Schwert,
In das eine Flamme vom Himmel fährt,
Den Mann zu Boden wettert
Und das Schwert in Stücke zerschmettert.

Daneben lag ein Greis auf den Knien,
Wie versteinert, unbeweglich,
Kein Wettersturm erschüttert ihn,
Ein Bild wehvoll unsäglich;
Er hält in der Hand ein Kruzifix.
Der Graf sieht Alles wirren Blicks,
Will aufspringen, doch seine Glieder,
Gelähmt ganz, halten ihn nieder.

Er läßt sich tragen zum Gravensteen,
Läßt rufen Priester und Aerzte,
Doch keine Arznei, kein Beten und Fleh'n
Konnte heilen, was ihn schmerzte.
Er that noch Gutes, so viel er gekonnt,
Doch hat kein Glück mehr sein Leben durchsonnt:
Erst als er lag in der Truhe,
Fand der Unselige Ruhe.

Cabreras Mutter.

In dem Thronkampf des Don Carlos
Gegen Königin Christina,
Fiel Cabreras greise Mutter
In die Hand des Feldherrn Mina.

Friedlich in Tortosa lebte
Die erblindete Matrone;
All ihr Beten, Denken, Fühlen,
Galt nur Gott und ihrem Sohne.

Den als Jüngling schon die Kirche
Mit dem Priesterkleid umhüllte,
Das er abwarf und als Feldherr
Bald die Welt mit Kriegsruhm füllte.

Schrecken ging bei den Christinos
Vor ihm her in allen Kämpfen;
Durch die Mutter hoffte Mina
Seine Heldenglut zu dämpfen.

Denn bekannt war von Cabrera,
Welche Liebe in ihm wohne
Zu der Mutter, der sein Herz schlug
Wie das Mutterherz dem Sohne.

Darum hielt man sie als Geisel,
Um des Sohnes Sinn zu wenden,
Seiner Königin zu huldigen,
Spaniens Bürgerkrieg zu enden.

Doch sie sprach: Nach Feindeswünschen
Läßt mein Sohn sich nicht berathen,
Zeugen wird er für sich selber
Wider Euch, durch seine Thaten!

Rede nicht so stolze Worte,
Thöricht Weib, Dir zum Verderben;
Bist Du, wie Dein Sohn, unbeugsam,
Wirst Du selber für ihn sterben!

Rühm' Dich — sprach sie — Deines Muthes,
Mich, ein wehrlos Weib, zu tödten;
Thu's! und blutig wird ganz Spanien
Ob der Heldenthat erröthen!

Achtzig Jahr lebt' ich in Ehren
Und in Ehren will ich enden,
Würdig meines Sohns; denn nimmer
Wird ein Bund mit Dir ihn schänden! —

Finster blickend sprach der Feldherr:
Willst Du sterben, so bereite
Dich zum letzten Gang! Ich sorge,
Daß ein Priester Dich begleite. —

So geschah's! Man führt die Greisin
Zu Tortosas hohem Walle,
Unter kriegerischem Aufzug
Bei gedämpftem Trommelschalle.

Festen Schritts, erhob'nen Hauptes
Sieht man sie zum Richtplatz schreiten,
Knieend, mit verbundnen Augen
Soll sie sich zum Tod bereiten.

Doch sie duldet's nicht: die Kniee
Beug' ich nur vor meinem Gotte,
Und verbund'ne Augen dienten
Meiner Blindheit nur zum Spotte.

Wohl mir, daß ich nicht mehr seh'n kann
Spaniens entmenschte Horden,
Die auf Minos Ruf gerüstet
Stehn, ein wehrlos Weib zu morden! —

Laßt sie steh'n! — befahl der Feldherr —
Macht ein Ende mit dem Weibe:
„Feuer!" scholl's, und vierzehn Schützen
Zielten nach der Greisin Leibe.

Blitz und Knall! Acht Kugeln trafen
Sie vom Haupt bis zu den Füßen . . .
Für den Tod der Greisin mußten
Vieler Mütter Söhne büßen.

Furchtbar war Cabreras Rache!
Doch zu graunvoll für Gedichte
Sind der Menschheit Massenmorde,
Der Geschichte Strafgerichte.

Ein Weihnachtsabend im Försterhaus.

Im Försterhaus am Waldessaum
Die Mutter putzt den Weihnachtsbaum.

Doch scheint sie ihres Werks nicht froh,
Ihr Sinnen weilt ganz anderswo.

Ein Zeitungsblatt kam ihr zur Hand,
Drin eine Unglücksbotschaft stand:

An Englands Küste sank ein Schiff
Im Sturm zerschellt am Felsenriff.

Keine Hilfe gab's im nächtigen Graus,
Die „Hertha" versank mit Mann und Maus.

Seit Wochen schon die Mutter harrt
Der Heimkehr ihres Eberhard, —

Ihres einzigen Sohns, der als Knabe schon
Des Vaters harter Zucht entfloh'n.

Schiffsjunge geworden, Matrose dann,
Und zuletzt auf der „Hertha" Steuermann. —

Lang blieb der Vater im Groll sich gleich,
Doch ward sein Haar darüber bleich.

Vor Monden traf die Botschaft ein:
„Zur Weihnacht werd' ich bei Euch sein!"

Und nun war's doch dem Vater lieb,
Daß Eberhard von Heimkehr schrieb.

Es blieb dem alten Förster zwar
Im Haus ein junges Töchterpaar, —

Allein mit dem verlornen Sohn
Schien alle Freude ihm entfloh'n.

Nun freut er auf die Wiederkehr
Des fernen Sohns sich täglich mehr.

Doch als die Kunde zu ihm drang
Von der „Hertha" schrecklichem Untergang,

Da fand kein Trost- und Schmerzenswort
Der alte Mann; er eilte fort

Und kam erst wieder heim zur Nacht,
Die er in stummem Weh durchwacht.

Früh Morgens ging er wieder aus,
Doch sprach er, als er schied von Haus:

„Vergiß mir nicht den Weihnachtsbaum!
Die armen Kinder ahnen kaum

Was uns bewegt. Laß uns trauern allein
Und mit den Kindern dann fröhlich sein!"

Die Mutter hatte den Baum geschmückt
Und saß nun im Lehnstuhl, das Haupt gebückt,

Die Hände gefaltet auf dem Schooß,
In's Leere starrend; ihr Schmerz war groß.

Da plötzlich tritt der Förster ein,
Ein junger Mann kommt hinterdrein.

„Kennst Du mich, Mutter?“ Die Mutter ward
Ganz wirr vor Wonne: „Mein Eberhard!“

„Dein Eberhard! Doch kehrt der Sohn
Euch anders heim, als er entfloh'n.

Euch zu versöhnen, zu erfreu'n
Sucht ich mein Leben zu erneu'n.

Oft hat der Tod mich nah berührt,
Doch Gott mich wunderbar geführt,

Daß Er erhört mein heißes Fleh'n
Um solch beseligend Wiederseh'n.

Neun Stunden lang im stürm'schen Meer
Auf einem Brett schwamm ich umher,

Bis ich in einem Fischerboot
Erlösung fand vom nahen Tod.

Und Gott half weiter wundersam,
Bis ich zurück zur Heimat kam,

Wo auf der ganz verschneiten Flur
Ich folgte eines Mannes Spur,

In dessen Gangart und Gestalt
Ich erkannte den theuren Vater bald." –

Der Förster führte die Kinder herein
Bald glänzte der Christbaum im Kerzenschein.

Nie gab es so fröhlichen Weihnachtsschmaus,
Wie an jenem Abend im Försterhaus.

Seliges Sterben.

Zwei Liebende hatten viel Herzeleid
Eh' die heilige Kirche den Bund geweiht.

Doch blieb in den Herzen kein Gram zurück,
Sie waren zu voll vom jungen Glück.

Sie fuhren zum reichen Ohm auf's Land,
Wo Alles in Blüthe des Maien stand.

Auch mit Blumen geschmückt war das Herrenhaus
Und viel Gäste kamen zum Ehrenschmaus.

Doch den Liebenden schuf es große Pein,
Im Kreis der Gäste getrennt zu sein.

Sie sah'n immer nach einander hin
Und hatten für gar nichts Anderes Sinn.

Erst als das Mahl zu Ende war,
Fand sich wieder zusammen das junge Paar

Und suchte nun für die Trennung Ersatz
An einem stillen, heimlichen Platz.

Doch durchschimmert war der Garten ganz
Von tausend Lämpchen in buntem Glanz.

Nur in dem dunklen Treibhauseck
Fand das junge Paar ein stilles Versteck.

Dort ward es seines Glücks nun froh
Und merkte nicht wie die Nacht entfloh.

Am Morgen fand man das junge Paar,
Das unter Blumen entschlafen war

Die Augen nimmermehr aufzuthun,
Umschlungen unter den Blumen ruh'n

So seligen Blicks, so verklärten Gesichts,
Im Schimmer des rosigen Morgenlichts:

Als wäre von Blumenhauch der Tod
Noch schöner als was ihm das Leben bot.

Mutter und Tochter.

Die Gräfin-Mutter war aus edlem Holze
Geschnitzt und von sehr ahnenstolzem Sinne;
Die blühende Tochter, frei von altem Stolze,
Ward glücklich in unebenbürtiger Minne.

Ein Mann ganz ihrer würdig war ihr Gatte,
Schön, wie sie selbst, vom Scheitel bis zur Zehe,
Doch weil er nicht erwünschte Ahnen hatte,
Blieb stets der Tochter Wohl der Mutter Wehe —

Bis — als schon eine ganze Schaar von Kindern
Entsprossen war dem liebesfrohen Bunde —
Der Gräfin-Mutter, ihren Schmerz zu lindern,
Ward eine unerwartet frohe Kunde.

Ein Prinz aus fremdem Lande lag im Sterben,
Der sich als Vater eines Sohns bekannte
Im Testament, den er zu seinem Erben
Spät eingesetzt und nach sich selbst benannte.

Der Sohn war unsrer jungen Gräfin Gatte,
Der Schwiegermutter langes Leid und Wehe,
Der plötzlich nun so viele Ahnen hatte
Wie man nur wünschen mag zu edler Ehe.

Und schnell gelang's ihm auch, ihr Weh zu mindern,
Ja ihre ganze Liebe zu erwerben,
Und lange glücklich lebte sie mit Kindern
Und Kindeskindern, eh sie kam zu sterben.

Die blühende Insel.

Die Sage geht von einem Schiff,
Das, vom Sturme durch's Weltmeer getrieben,
Gescheitert an einem Corallenriff,
Doch der Mannschaft war Rettung geblieben.

Sie kam in ein blühendes Inselland,
Ein unentweihtes Eden,
Wo Nahrung aller Art sich fand
In Ueberfluß für Jeden.

Die Zweige bogen sich unter der Wucht
Verlockender Früchte der Tropen,
Und vorüber stoben in scheuer Flucht
Ganze Heerden von Antilopen.

Aus Flur und Wald scholl Lustgetön
Von Vögeln mit bunten Flügeln;
Fern ragten schneebedeckte Höh'n,
Umkränzt von grünen Hügeln.

Das Schiffsvolk, vor des Meeres Wut
So wunderbar geborgen,
Gefiel sich auf der Insel gut
Und war bald ohne Sorgen.

Das Wrack lag im gespaltnen Riff
So fest wie angekettet,
Und nach dem Sturm ward aus dem Schiff,
Was er verschont, gerettet.

Werkzeuge, Waffen, Proviant,
Getränk in ganzen Schichten
Von Flaschen, — Alles war zur Hand,
Sich häuslich einzurichten.

Die Leute fällten Holz im Wald,
Sich Hütten d'raus zu bauen,
Und in den Hütten fehlte bald
Nichts weiter als die Frauen.

Doch thaten sie bei Spiel und Wein
Sich Alle viel zu Gute;
Dem wackern Capitain allein
War heimatweh zu Muthe.

Als er den Leuten gab Befehl
Ein neues Schiff zu bauen,
Da fluchten Alle, blickten scheel
Und keinem war zu trauen.

Er sehnte sich nach Weib und Kind,
Saß Tags am Strand und spähte
Weitum, ob nicht ein günstiger Wind
Ein Segel strandwärts blähte.

Doch als ihm Rettung endlich kam,
War manches Jahr verflossen,
Sein schwarzes Haar gebleicht von Gram,
Todt alle seine Genossen.

Der blühenden Insel Herrlichkeit
Ward ihnen nicht zum Heile;
Die Einen starben in Zank und Streit,
Die Andern vor Langeweile.

Doch ihm, der glücklich heimgekehrt
Zum Kreise seiner Lieben,
Ist Lieb' und Glück am heimischen Herd
Zeitlebens treu geblieben.

Der rasende Derwisch.

(Eine wahre Geschichte.)

Ein Derwisch lief durch die Straßen und rief:
„Es naht der Zeiten Erfüllung,
Ihr seid versunken in Sünden tief,
Werft von Euch die falche Umhüllung.

Erscheint vor dem Schöpfer so wie er Euch schuf,
Ohne gleißende Kleider am Leibe!"
So rief der Derwisch und riß bei dem Ruf
Die Kleider vom Manne und Weibe.

Die Weiber wußten nicht ein noch aus
Bei des Heiligen Thaten und Worten,
Sie rannten mit Angstgeschrei nach Haus
Und verschlossen des Hauses Pforten.

Die Männer versuchten Widerstand,
Sie begannen mit ihm zu ringen,
Und bald gelang's einer starken Hand,
Den Heiligen zu bezwingen.

Sie führten ihn vor des Herrschers Thron
Und erzählten genau die Geschichte,
Damit der Herrscher in eigner Person
Den rasenden Derwisch richte.

Er sprach: „Gott sieht den Menschen in's Herz
Selbst durch die dickften Gewande,
Und des Menschen Auge blickt himmelwärts
So lange der Mensch bei Verstande.

Dir ist in Deiner heiligen Wuth
Der Menschenverstand entschwunden
Und ich werde Dich halten in sicherer Hut,
Bis Du ihn wiedergefunden."

Nackt kam der Derwisch in den Thurm
Und alle Schneider liefen
Ihm nach und riefen im Jubelsturm
Die Weisheit des Kalifen.

Sechstes Buch.

Aus Italien.



Fontana Trevi.

(1848—1884.)

Dein Abschiedsmurmeln hat mir Wort gehalten,
Prophetisch tränkte mich Dein Labestrom;
Der Jugend Sehnsucht zog mich einst zum alten,
Des Alters Sehnsucht jetzt zum neuen Rom.
Das Rauschen Deiner Zauberwellen klang
So lange mir nachhallend in den Ohren
Bis schon zum Spätherbst kam mein Lebensgang —
Doch jetzt bei Dir bin ich wie neugeboren!

Und alle Stürme, die an mir gerüttelt,
Sind nun vergessen, alles Ungemach
Und Leid wie dürres Laub vom Baum geschüttelt,
Der bald ergrünt zu neuem Schattendach.

9*

Nur Schönes wecken soll Erinnerung
Beim frischen Hauch der würzigen Lenzeslüfte,
Bei blauender Berge feinem Linienschwung
Und selbst beim Wandeln über Todtengrüfte.

Soll mich der Sturz unseliger Herrschaft kümmern,
Vor deren Macht der ganzen Welt gegraut?
Der Frühling blüht aus den erhabnen Trümmern
Verklärend wie der Himmel drüber blaut,
Und wo sein Auge so in's Herz mir lacht
Wie hier, ist mir sein frischer Odem lieber
Als Moderhauch des Ruhms versunkner Pracht
Von allen Kaisern, die geherrscht am Tiber.

Nicht darum lieb' ich Rom als Stadt der Städte,
Weil sie einst Herrscherin auf Erden war
Und, reich durch Raub, in Ueppigkeit sich blähte
Voll Glanz, doch aller Scham und Sitte bar —
Ich liebe sie, weil sie aus tiefem Fall
Sich herrlich wieder wußte zu erheben,
Nicht nur die Völker, auch die Götter all'
Reizvoll verlockend neu sie zu beleben.

Als Haupt Italiens ragt sie nun auf's Neue,
Das — gleichwie Deutschland — selbst sich wiederfand;
Zu seinem König steht das Volk in Treue
Wie wir zu unserm Kaiser; Hand in Hand
Gehn beide Völker, beiden zum Gewinn,
Wenn treu vereint zu hohem Friedenswerke:
Uns zieht es nach dem Land der Schönheit hin
Und dieses strebt nach deutscher Zucht und Stärke.

Rom.

Rom, Königin der Städte! Alle Kronen
Der Herrlichkeit gewannst Du Dir als Beute;
Einst herrschtest Du durch Deine Legionen
Und herrschest durch der Schönheit Zauber heute!

Aus Dir entwickelte der Schicksalsknäuel
Der Menschheit sich in blutigen Fäden immer;
Mit Deiner Herrschaft wuchsen Deine Gräuel
Und alle mehrten Deiner Größe Schimmer.

Nur Dich als Herrscherin der Welt betrachtend,
Beraubtest Du sie aller besten Schätze,
Und keines Volks Recht und Gesetze achtend,
Gabst Du der ganzen Welt Recht und Gesetze!

Du sahst die Völker Deines Reichs verkümmern
Und schienst oft selbst durch der Barbaren Stöße
Dem Untergang geweiht, — doch aus den Trümmern
Erhobst Du immer Dich zu neuer Größe!

Nun liegt die alte Herrlichkeit im Staube,
Zu Blumenträgern wurden die Ruinen
Und statt des droh'nden Schwertes sucht der Glaube
Die Welt zu zwingen, Deiner Macht zu dienen.

Er hält sein Kreuzbild hoch, trotz aller Spötter,
Stolz über Königen und Völkern waltend
Und immer mehr der alten Heidengötter
Zu neuen Christenheiligen umgestaltend.

Du wirst auch diese Heiligen überleben,
Aus welkem Laube neue Blüthen treiben;
Ein Gegensatz wird stets den andern heben
Und Du wirst Königin der Städte bleiben!

Auf dem palatinischen Hügel.

Nun rührt mein Fuß den Staub auf in den Resten
Der alten römischen Kaiserherrlichkeit,
Den Staub von Tempeln, Hallen und Palästen,
Die einst im schimmernd weißen Marmorkleid
Als Wunderbauten römischer Kunst erschienen
Und noch Bewund'rung wecken in Ruinen.

Hier find' ich einen Freund, der in den morschen
Gewölben eifrig nachspürt bis zum Grund
Den Plan uralten Bauwerks zu erforschen;
Er spricht von manchem neuen, wichtigen Fund;
Sein Auge blitzt dabei von reinerer Freude
Als je belebt das alte Prachtgebäude.

Ich folge einem langen, dunklen Gange
Bis zu der Brücke des Caligula;
Mit großem Skizzenbuch, am Hügelhange
Seh ich ein reizend Mädchen vor mir da;
Ich freue mich des lieblichen Gesichtes,
Das eben aufblickt strahlend hellen Lichtes . . .

Nach einem Mönch, der zwischen Trümmerschutte
Gleichwie dazu gehörig, sinnend steht
Und gar nicht merkt, daß er in brauner Kutte
Als Skizze jetzt durch Lilienfinger geht,
Die von der Glatze bis zu den Sandalen
Ihn farbentreu, so gut sie können, malen.

Die Sonne Roms zeigt in Verklärung Alles,
Wohin die Augen schweifen, traumhaft schön:
Von tausendjährigen Bildern des Verfalles
Bis zu den frischbeschneiten Bergeshöh'n,
Die ihres weißen Kronschmucks sich erfreuen
Wie Bäume, deren Blüthen sich erneuen.

St. Peter.

Wo Neros Circus stand im alten Rom,
Ragt heute der erhabne Petersdom.

Lang blieb ich vor der ehernen Pforte stehn,
Die Bildwerk zeigt, gar wundersam zu sehn:

Europa auf der wogenden Liebesbahn
Mit ihrem Gott-Stier, Leda mit dem Schwan

Und and're Bilder aus der Heidenwelt
Sah ich den Christenheiligen zugesellt,

Als hätte Petrus auf dem Circusgrund
Mit Nero sich vereint im schönsten Bund . . .

Bedächtigen Schritts in's heilige Gebäu
Trat ich hinein, doch ohne heilige Scheu.

Das Auge klärte sich, das Herz ward weit
Beim Anschau'n dieser heiter'n Herrlichkeit,

Die so den Geist erfüllt und lockt und lenkt,
Daß er des Himmels kaum dabei gedenkt.

Erinn'rung nur ließ in mir auferstehn
Glanzbilder, die ich weiland hier gesehn,

Da noch aus allen Ländern ein Gewog
Andächtiger Pilger nach St. Peter zog,

Wo jedes Auge nach dem Glück gezielt,
Den Papst zu sehn, wenn er das Hochamt hielt.

Doch keinen Prunkhauch, keinen Weihrauchduft
Brauchst Du, erhab'ner Bau, zur Lebensluft:

Sanft löst sich alles Glaubens Widerstreit
In Deiner Schönheit reinen Herrlichkeit!

Neros Geist.

In einem Kreise gläubiger Geisterklopfer
Ward jüngst auch Neros Geist heraufbeschworen;
Er sprach: Wie einem Gotte wurden Opfer
Mir einst gebracht von Weisen wie von Thoren;
Mein war die Welt; was mir von den Geschöpfen
Mißfiel, ließ ich vergiften oder köpfen.

Hochweise Römer öffneten die Adern
Sich selbst, um meinem Zorn nicht zu verfallen;
Armselige Spötter ließ ich straflos hadern
Mit mir: gefürchtet blieb ich doch von Allen.
Von Rom aus ward die Welt durch mich erschüttert,
In Rom das Volk mit Brot und Spiel gefüttert.

Als milder Herrscher ward ich nicht verstanden:
Erst als ich rücksichtslos durch's Leben tollte
Und vor mir Furcht aufging in allen Landen,
Erreicht ich spielend Alles was ich wollte,
Und doch war ich kein Held, kein Schlachtendenker:
Nur Sänger, Komödiant und Wagenlenker.

Mein Geist war nicht gespannt zum Heldenthume,
Nur in der Kunst sucht' ich des Lebens Krone,
Durch Kunst füllt' ich die Welt mit meinem Ruhme,
Ich war der erste Künstler auf dem Throne;
Kein andres Haupt kam zu so hohem Glanze
Wie mein's, geschmückt mit jedem Siegerkranze.

Drum klingt mein letztes Wort noch in den Ohren
Der Nachwelt, die sich viel mit mir beschäftigt:
„Welch großer Künstler geht der Welt verloren
In mir!" Das Wort wird täglich neu bekräftigt:
In allen Farben und in allen Zungen
Werd' ich gemalt, beschrieben und besungen.

Ich lebe selbst in Eurer Kinder Munde,
Ihr aber, die Ihr meinen Geist beschworen,
Wodurch gebt Ihr von Eurem Geiste Kunde?
Der Nachwelt kommt einst nichts davon zu Ohren
Als daß Ihr immer neue Menschenopfer
Dem Irrwahn bringt als neue Geisterklopfer.

Im Amphitheater von Pompeji.

Sie saßen geschmückt beim festlichen Spiel
Und jubelten, wenn ein Opfer fiel.

Schöne Augen flammten von dunkler Glut,
Der durstige Sand trank heißes Blut,

Derweil von Rosen- und Nardenduft
Ein Wohlgeruch durchzog die Luft.

Zwölf Leichen trug man schon fort vom Platz,
Doch für die Gefall'nen kam schnell Ersatz.

Kampfrichter und Herold treten nach vorn
Und der Herold stößt in's gewundene Horn.

Da naht mit Lanz' und Schild bewehrt
Ein stattliches Fechterpaar zu Pferd.

Zwei rüstige Meister der Waffenkunst,
Schon bei mancher schönen Frau in Gunst.

Sie stürmen mit Macht auf einander los,
Die Schilde krachen vom wuchtigen Stoß.

Sie messen einander mit sicherem Blick,
Sie kämpfen Beide mit gleichem Geschick.

Sie kämpften lange, sie trafen sich scharf,
Doch Keiner den Andern vom Sitze warf . . .

Die gaffende Menge entflammt in Wut
Vor Ungeduld: sie lechzt nach Blut.

Da unheimlich schwül wird's im weiten Raum
Und es wirbelt umher wie von schwarzem Flaum.

Und plötzlich verdunkelt sich der Glanz
Der glühenden Sonne am Himmel ganz.

In Finsterniß lag die Arena verhüllt,
Von Brandgeruch war die Luft erfüllt.

Und ein glühender Aschenregen fiel
Auf Pompejis Gladiatorenspiel.

Durchbebt vom jähen Schreck und Graus
Die wirre Menge stürmt hinaus.

Verschwunden ist nach Blut die Sucht,
Sein Heil sucht Jeder in der Flucht.

Bald ist die Stätte menschenleer,
Kein Kampfspiel sieht Pompeji mehr.

Der Vesuv mit Feuerzungen spricht
Der üppigen Stadt ihr Strafgericht,

Pflückt sie vom Baum des Lebens ab
Und gräbt ihr ein tiefes Aschengrab.

Pästum.

Wie vom Himmel gefallene Göttergebilde,
Gebräunt von Alter und Sonnenbrand,
Ragen drei Tempel auf Pästums Gefilde
Erhaben empor aus versumpftem Land.

Todt sind die Götter, doch ihre Tempel
Athmen aus Trümmern noch göttlichen Hauch,
Wahren unsterblichen Lebens Stempel
Und das Gedächtniß der Götter auch.

Mich durchrieselten heilige Schauer,
Als ich Deinen Tempel, Poseidon, betrat,
Fromm an Dich glaubt' ich, wie Dein Erbauer,
Da er zum Werke um Weihe Dich bat.

Todt sind die Götter nur für die Blinden,
Sie hören noch jedes Genius Ruf,
Das Auge des Sehers weiß sie zu finden
Und sie segnen Alles, was Meisterhand schuf.

Jahrtausende haben zerstörend gerüttelt
An Poseidons heiligem Tempelbau,
Alles Schmuckwerk verstürmt und abgeschüttelt,
Und noch beut er der Welt eine Wunderschau.

Aus allen Ländern die Pilger wallen
Zum Heiligthume, längst öd' und leer,
Doch durch die offenen Säulenhallen
Von fernher schimmert das blaue Meer.

Ich sah es beim Scheiden schäumend sich thürmen,
Zum Sturme wurde des Windes Wehn,
Und bei dem Wogen, Brausen und Stürmen
Glaubt' ich Poseidon selber zu sehn.

Wahn und Welt.

Ein Schauspiel sah ich einst von lauter Irren
Gespielt, die so der Arzt gewußt zu lenken
Durch seine Kunst die Geister zu entwirren
In Richtung auf ein zielbewußtes Denken,
Daß sie beim Spiel wie Künstler sich erwiesen
Und ihnen Beifall scholl von allen Bänken.
Zugleich mit ihnen ward der Arzt gepriesen,
Der zu der Geisteskranken Heilbehufe
Gewußt die rechten Mittel zu erkiesen,
Als Mimen sie empor zu einer Stufe
Der Kunst zu heben, Männer gleichwie Frauen,
Daß selbst bewährte Künstler von Berufe
Vermochten an dem Spiel sich zu erbauen.
Kaum aber sank zum Schluß der Vorhang nieder,
Da war den Spielern nicht mehr recht zu trauen:
Der Eine fühlte sich als König wieder,
Der kämpfend in Gefangenschaft gerathen,
Wo man gefesselt seine Heldenlieder;

Ein Andrer rühmte seine Wunderthaten
Des Glaubens unter Völkern ferner Zonen,
Die ihn zum Fraß am Spieße wollten braten . .
Wie Kunst und Irrwahn nah beisammen wohnen,
Sollt' ich an manchem Beispiel noch erfahren
Und die Geschichte läßt es selbst auf Thronen,
Davor die Menschheit einst erbebt, gewahren.
Der Siegespreis des Circus und der Bühne
Galt Nero mehr als Kriegsruhm der Cäsaren;
Er wußte wohl, daß ihm kein Lorbeer grüne
Wo's galt als wahrer Herrscher sich zu zeigen
Im großen Lebensspiel von Schuld und Sühne.
Und so ward Nero Führer in dem Reigen
Der wunderlichen Mimen auf dem Throne,
Vor denen Klio gern ihr Haupt in Schweigen
Verhüllte, angesichts der Narrenkrone,
Die Weltbeherrscher trugen, deren Trachten
Sie trieb, daß sie dem Menschengeist zum Hohne
Die ganze Welt zum Irrenhause machten.
Denn alle Völker seufzten unterm Zwange
Des römischen Jochs, und siegreich in den Schlachten
Blieb Rom, trotz tollem Kaiserspiel, noch lange,
Derweil daheim die wilde Pöbelrotte
Sich zähmen ließ, genährt im Müssiggange

Durch Herrscher, deren jeglicher zum Spotte
  Der Besten wurde seiner Zeitgenossen,
  Allein vom Volk erhoben ward zum Gotte.
Der Weisheit Stimme blieb sein Ohr verschlossen,
  Drum ward in Rom der Götterwahnsinn erblich
  Und schuf sich Monumente in Kolossen
Der Baukunst; denn die Götter waren sterblich
  Und wollten Ruhmeswerke hinterlassen,
  Die nicht so leicht wie Fleisch und Blut verderblich
Im Hauch der Zeit. Sie schmückten Markt und Gassen
  Mit ihren eignen Gold- und Marmorbildern
  Und wirkten durch die Masse auf die Massen,
Um, selbst verwildert, Alles zu verwildern
  In ihrer Nähe, aber auf die Ferne
  Und Nachwelt wirkend, bösen Ruf zu mildern.
Denn scharfe Zungen tadeln immer gerne
  Das Nahe, doch die Ferne wirkt verklärend.
  Selbst rauchige Feuer schimmern Nachts wie Sterne.
Die Nacht verhüllt den Rauch, die Leuchtkraft nährend.
  Das Kerzenlicht, bemerkbar kaum bei Tage,
  Brennt erst im Dunklen leuchtend sich bewährend . .
Auch andre Völker hatten ihre Plage
  Wie Rom, mit unergründlichen Despoten:
  Von manchem Zar und Sultan geht die Sage

Daß sie nicht lebten nach den zehn Geboten;
Doch solche Herrscher galten als Barbaren
Und zählten, wenn sie starben, zu den Todten —
Nicht wie die alten römischen Cäsaren,
Die Bildung aus hellenischem Borne tranken,
Gelehrige Schüler aller Musen waren,
Dabei in aller Laster Sumpf versanken,
Zu ihrem eignen Unheil unverständig —
Und dennoch auf sich lenken die Gedanken,
Als thronten sie noch über uns lebendig,
Der Schule wie dem Hause zur Betrachtung.
Noch schwankt das Urtheil über sie beständig,
Denn stets auf's Neue finden sie Beachtung
Als Ausdruck einer Zeit, wo Kunst und Wissen
Zugleich geherrscht mit sittlicher Umnachtung.
Kein Stern des Heils ging auf in Finsternissen:
Denn Rom in seiner Weltherrschaft ward Alles
Zu eigen — nur kein Herz und kein Gewissen!
Am Abgrund stand es inneren Zerfalles
Seit es den Gipfel irdischer Macht erstiegen
Und durch die Welt sein Ruhm klang lauten Schalles.
Als Sclaven sah's zu seinen Füßen liegen
Die überwundnen Griechen, seine Lehrer,
Sie mußten sich im Staube vor ihm schmiegen,

Der theuern Heimat Zwingherrn und Verheerer.
Doch frei nur ist die Weisheit zu gewinnen
Und keinen Zwingherrn liebt sie als Verehrer.
So kam trotz Kunst und Bildung Rom von Sinnen,
Und seine Aerzte wurden die Barbaren
Von Außen, mit dem Christenthum von Innen,
Die Feinde und doch Bund'sgenossen waren . . .
Das Weltgericht ist nicht die Weltgeschichte,
Die nur Vergangnes weiß zu offenbaren
Aus trüben Quellen bei gefärbtem Lichte.
Sich selbst sucht jedes Volk im Ruhmesspiegel
Und sitzt gern über andre zu Gerichte;
Nur selten trägt sein Spruch der Wahrheit Siegel:
Die Ruhmsbeweise der verhaßten Gegner
Sucht man zu bergen hinter Schloß und Riegel;
Doch wächst die Anerkennung, je entlegner
Die Völker sich in Raum und Zeit entfalten.
Ein junges Volk thut immer sich verwegner
Im Kampf hervor als die bedächtigen alten,
Die, stolz auf theure, schwererworbene Güter,
Nur kämpfen, im Besitz sich zu erhalten.
Rom war der größten Erdenschätze Hüter
Und ist es heute noch. Aus ewigem Bronne
Quillt Heil dort für verirrende Gemüter.

Das Herz geht auf im Strahl der römischen Sonne,
Die, wo einst Grausen herrschte und Entsetzen,
Nun rein empfinden läßt des Lebens Wonne.
Uns hold umspinnt mit grünen Zaubernetzen
Und lehrt, daß wir des flüchtigen Lebens Dauer
Nicht nach der Zeit, nur nach dem Inhalt schätzen;
So weckt uns seine Kürze keine Trauer
Und hemmt uns nur es frevelnd selbst zu kürzen.
Der Tod steht wachsam immer auf der Lauer,
Zu seinem Fest muß man sich zeitig schürzen.

Siebentes Buch.

Gedächtnißblätter.



Meiner Frau zum Geburtstage.

I.

Wenn zur Erneu'rung meines Wiegenfestes
Die Morgensonne mir in's Fenster schien,
Fühlt' ich (that ich auch immerdar mein Bestes,
Zu wuchern mit dem Pfund, das mir verliehn) —
Fühlt' ich doch stets die Wucht des großen Restes
Von Schuld, die ich mir selber nicht verziehn,
Und konnte, in Erinnerung verloren,
Nie recht mich freun des Tags der mich geboren.

Du aber kannst mit ungetrübtem Blicke
Zurückschaun auf den Tag der Dich gebar!
Dir woben früh schon freundliche Geschicke
In's Leben Frieden: rein und sonnenklar

Und wohlbehütet, daß kein Sturm sie knicke,
War Deine Kindheit — jedes neue Jahr
Erneute sie Dir sonnig im Gemüthe,
Und edle Frucht sprang aus der holden Blüthe.

Dir ward kein Schicksal, das Dir feindlich grollte,
Wie mir, der frohe Jugend nicht gekannt
Und, stets gehemmt wenn ich das Höchste wollte,
Mich früh vereinsamt fühlte und verkannt.
Drum handelt' ich nicht immer wie ich sollte,
Ob stets auch hohen Zielen zugewandt —
Im Drang, mich meinen Fesseln zu entwinden,
Konnt' ich nicht stets die rechten Wege finden.

Von trüber Jugend bleibt im Alter immer
Etwas zurück und giebt ihm trüben Schein,
So auch erschien ich Dir, mein Herz, oft schlimmer
Als ich in Wahrheit bin und möchte sein.
Betrübt' ich Dich auch oft: ich wollt' es nimmer —
Du hast mir viel, ich nichts Dir zu verzeihn.
Du bist mein beßrer Theil; der Himmel gebe,
Daß Du's mir glücklich bleibst so lang ich lebe.

1859.

2.

Blumen, die voll Glut und Frische
Dein Gemach mit Düften füllen;
Eine Decke auf dem Tische,
Meine Fehler zu verhüllen;
Süßigkeiten um Dich her:
Herz, mein Herz, was willst Du mehr?

1873.

3.

Ich reiste über die weite See,
Blieb lange in fremden Landen
Und vergaß dabei fast, daß ich je
Unter einem Pantoffel gestanden:
Drum will ich Dir ein paar schenken,
Um wieder daran zu denken.

1880.

Beim Tode eines Freundes.

(1883.)

Mir war es, als der Tod zu Dir gekommen,
Als sei ein Stück vom Herzen mir genommen.
Beim Abschiedsgruß wünsch' ich an Deiner Truhe,
Daß, wenn man mich einst trägt zur ewigen Ruhe,
Von mir in Freundesherzen auch solch reines
Gedenken bleibe wie in mir lebt Deines!
Du übtest ernst die Arbeitspflicht des Lebens,
Doch blieb Dein Herz und Geist voll hohen Strebens
Nach Allem, was das Leben mag verschönen.
Du wußtest Ernst und Frohsinn zu versöhnen
Und so zu einen, daß sie Hand in Hand
Zusammen gingen, wie Herz und Verstand.
Kurz war Dein Leben, doch Dir ward gegeben
In Deiner Freunde Herzen fortzuleben,
Und, sei'n der Jahre wenig oder viel:
Für Menschenleben giebt's kein schönres Ziel!

Zum 28. September 1883.

Wie wogt es herbei von Süd und Nord,
Zum Rheine, wo festlich prangt jeder Ort!
Zu Land und zu Wasser zieht Jung und Alt
Nach Rüdesheim hin, zum Niederwald.

Dort blickt mit vorgebeugtem Leib
Vom hohen Hügel ein hohes Weib,
Ein Heldenweib, wie man keines sah,
Eh' Du erstandest, Germania!

Stolz sind Deine Züge, doch rein und mild,
Keiner Lurley gleich und keiner Brunhild.
Du lockst nicht auf Bahnen verderblichen Glücks
Und triffst Deine Feinde nicht hinterrücks.

In offenem Kampfe gewannst Du das Gut,
Das Du friedlich bewahrst in treuer Hut,
Doch furchtlos blickt Dein Angesicht:
Weh Jedem, der Deinen Frieden bricht!

Erhaben ragt Deine Herrschergestalt,
Der Nacken von üppigem Haupthaar umwallt,
In der Linken gesenkt das gewaltige Schwert,
In der Rechten die Krone, zum Himmel gekehrt.

Die Kaiserkrone, des Sieges Preis,
Du hast sie errungen dem Heldengreis,
Der in Dir selbst heut sieht enthüllt,
Was er ernst verheißen und treu erfüllt.

Fest steht Dein Fuß auf steinernem Bau,
Tief unter Dir zeigst Du ergreifende Schau:
Wie — als wäre zu Erz geworden das Lied —
„Die Wacht am Rhein" zum Kampfe zieht.

Zu Rosse der König voran im Feld,
Ihm zur Linken und Rechten manch wackrer Held,
Manch fürstliches Haupt, auch mancher Mann,
Der, groß zu werden, erst klein begann . . .

Auf Bergesrücken, am Waldessaum,
Am hellen Tag ist's wie im Traum,
So viel Fürsten und Helden sind heute da
Zu Deiner Feier, Germania!

Sie kommen und bringen Dir ihren Gruß,
Und Du zeigst ihnen zu Deinem Fuß
Ihr eigenes Bild in dauerndem Erz,
Und mächtig pocht bei dem Blicke das Herz.

Denn das Erzbild ruft dem Urbild zu:
Ich lebe durch Dich, und durch mich lebst Du!
Wohl Mancher fehlt, den das Grab schon deckt,
Der im erzenen Bild noch Bewunderung weckt.

Denn eine vergängliche Bilderflut
Ist alles Leben von Fleisch und Blut,
Doch zu höherem Leben der Geist entschwebt,
Der zum Licht aus der Hülle von Staub sich hebt.

Alles sichtbare Sein ist nur Schatten und Schein,
Doch es redet der Geist auch aus Erz und Stein.
O, sei uns immer im Geiste nah,
Wie heut im Bilde, Germania!

Emanuel Geibel †.

(April 1884.)

Mit einem Freund' hatt' ich mir vorgenommen
Die Todtenstadt Pompeji zu durchwandern;
Neapel lag in Regen ganz verschwommen.
Wir warteten von einem Tag zum andern;
Bis endlich uns die Sonne wieder hell
Vom Himmel schien. Gerüstet war ich schnell
Zur Fahrt in's Freie — da ward mir entboten
Ein Gruß vom Tode an die Stadt der Todten.

Ein Telegraphenbote trat in's Zimmer,
Ich las: „Emanuel Geibel ist gestorben!"
Nun freute mich nicht mehr der Sonne Schimmer,
Die gute Laune war mir ganz verdorben.
Wohl wußt' ich, daß nach manchem Schmerzensjahr
Der Dichters Heimgang nur Erlösung war
Von unheilbaren, hoffnungslosen Leiden,
Und doch zu Herzen ging mir tief sein Scheiden.

Nur selten sah ich ihn seit jenen Jahren,
Da wir, im Sommer noch des Lebens stehend,
Am Isarstrande Sangsgenossen waren,
Oft, doch nicht immer, gleiche Wege gehend;
Denn wahres Leben glüht im Liede nur
Als Ausklang eigenartiger Natur.
Wo zwei Poeten nicht zu unterscheiden
Im Liede, schätz ich keinen hoch von Beiden.

In klaren Zügen lebt das edle Bildniß
Des priesterlichen Sängers fort im Volke;
Er war kein Stürmer durch des Lebens Wildniß,
Kein Blitzeschleud'rer aus der Wetterwolke;
Die Ruhmesbahn, die er schon früh betrat,
Ward ihm kein rauher und verbotener Pfad,
Und fand sein junger Ruhm auch strenge Richter:
Noch strenger gegen sich war er als Dichter.

Auf's Höchste nur gerichtet war sein Streben,
Er suchte alles Nichtige abzustreifen;
Vom gütigen Geschick ward ihm gegeben
Ganz auszuleben und ganz auszureifen.

Im Kranze seines Ruhmes fehlt kein Blatt,
Das er der Nachwelt werth befunden hat,
Und in der Stadt, wo er zuerst gesungen,
Sind seine letzten Lieder auch erklungen.

Im Alter scholl sein Lied oft erznen Klanges,
Voll Wohllaut blieb's wie in des Lebens Lenze.
Er schied, als echter Meister des Gesanges,
Werth seiner Mitwelt wie der Nachwelt Kränze! —
So dacht' ich auf der Fahrt zur Todtenstadt,
Und zur Erinn'rung laß ich heut dies Blatt
Zu Geibels Grabe wehn als Frühlingsboten,
Mit Gruß des Lebens, aus der Stadt der Todten.

Hans Makart †.

Kein Leben bot mehr blendend Glück wie Deines,
Du Herrschergeist im Farbenreich des Scheines!
Dein Künstlerheim glich einem Feenpalaste,
Der Schönheit Blüthe kam bei Dir zu Gaste,
All ihren Reiz und Zauber zu entfalten,
Durch Dich der Welt im Bild ihn zu erhalten.
Du selber glichst in blühender Damen Kranz
Oft einem Bild in schönem Rahmen ganz.
Dein Ruhm ging durch die Welt von Mund zu Munde,
Wie jetzt von Deinem Tod die trübe Kunde.
Du schiedest früh aus dieser Täuschungswelt,
Die Alles doch, was Du ihr warst, behält;
Denn früh schon gabst Du Alles, was Du konntest,
Der Welt, in deren Ruhme Du Dich sonntest.
Du schufst ihr ein berauschend Farbenspiel,
Botst nur dem Auge, nicht dem Geiste viel.

Die kluge Lebenskunst: beredt zu schweigen,
Blieb Dir in Deiner Werkstatt nicht zu eigen:
Da nahm Dein Pinsel seinen Mund zu voll
Von Dem, was echte Kunst nicht sagen soll . . .
Auch nackte Schönheit kann von Unschuld strahlen:
Du wußtest nur für Sinnenreiz zu malen,
Verstandest Kunst und Leben nicht zu scheiden
Und bliebst ein glänzend Irrlicht zwischen beiden,
Von diesem kunstverwirrenden Jahrhundert
Mit Recht als großer Genius bewundert.
Lang überleben wirst Du noch im Tode
Den Schwarm, der für Dich schwärmte nach der Mode.
Die Mode wechselt, launisch wie ein Kind,
Doch Deine Werke bleiben, wie sie sind,
Glanzzeugen, daß mehr in des Nachruhms Ohren
Die Welt an Dir, als Du an ihr verloren.

Wiesbaden, 5. October 1884.

Die Weihnachtszeit.

(1884.)

Die liebe, heilige Weihnachtszeit
Kommt heuer nicht im weißen Kleid,
Nicht mit schimmernden Augen und Wangen
Auf knisternden Pfaden gegangen.

Sie zieht einher über Meer und Land
Umflorten Blicks, im Trauergewand;
Vor der Wolken Gewog und Gewimmel
Verfinstern sich Erde und Himmel.

Man spürt kaum wann der Tag beginnt
Und wann er wieder in Nacht verrinnt;
Keine Sonne, kein Sterngefunkel
Durchdringt das bleierne Dunkel.

Doch ob es draußen auch strömt und stürmt,
Ob finster sich Wolke auf Wolke thürmt:
Bei des Christbaums flimmernden Kerzen
Erhellen sich Augen und Herzen.

Das alte Wunder wird wieder neu,
Das Moses erfuhr in heiliger Scheu,
Als des Busches feurigen Zungen
Die Stimme des Herrn entklungen.

Die heiligen drei Könige folgten dem Stern
Nach Joseph's Hause, zur Krippe des Herrn;
Was da ihre Herzen erfreute,
Erfreut uns beim Christkind noch heute.

Zur Jahreswende.

Wenn der schwingenden Glocken Geläute
Verkündet mit trauerndem Klang,
Daß auf's Neue der Tod eine Beute
Dem blühenden Leben entrang,
Dann weht es wie Hauch der Grüfte
Uns an aus dem tönenden Erz,
Erschüttert selbst scheinen die Lüfte,
Die Boten des Schalles, vor Schmerz.

Wie anders ertönen die Glocken
An des scheidenden Jahres Grab!
Da schallt's wie ein seltsam Frohlocken
Die Thürme hinauf und herab —

Rings festlich erleuchtete Fenster,
In den Straßen Freudengeschrei;
Der Noth und des Elends Gespenster
Huschen im Schatten vorbei.

Sie bergen sich, während die Andern
Wie ein triumphirendes Heer
Aus dem alten in's neue Jahr wandern
Und freu'n ihres Lebens sich sehr.
Die durchjubelte Nacht geht zu Ende,
Die Köpfe sind nicht mehr ganz klar,
Man schüttelt sich schwankend die Hände:
„Viel Glück nun und fröhlich Neujahr!"

Wir sind einzeln gemüthliche Leute
Und vereinigt gefürchtet und stark,
Doch uralte Zwietracht bis heute
Sitzt tief uns in Knochen und Mark;
Sie vergiftet das Blut in den Adern,
Trübt Alles, was heilig und rein,
Und verkehrt zu gehässigem Hadern
Im Reiche den Kampf der Partei'n.

O möge des Glockenmunds Mahnen
Zu des neuen Jahres Beginn
Uns führen auf friedliche Bahnen,
Mit versöhnlichem Herzen und Sinn,
Daß in Licht sich löse die Wolke
Des alten Zwietrachtfluchs
Und Einheit werde dem Volke
Der Band seines Ehrenbuchs!

Achtes Buch.

Verschiedene.



Uplos-Ziché.*)

Im Bergland von Kolchis ragt hoch eine Stadt,
Da sieht sich das Auge vor Staunen nicht satt:
Alle Häuser und Straßen, in Felsen gehau'n,
Sind wie ein versteinertes Wunder zu schau'n.

Kein Haus ist zu sehn, das vereinzelt erscheint:
Der Gipfel des Bergs hält sie alle vereint
Nach innen gekehrt, in der Felswand versteckt,
Daß ringsum kein spähender Blick sie entdeckt.

---

*) Von der uralten georgischen Stadt Gori gelangt man, dem Laufe des Kur (des alten Kyros) folgend, in wenigen Stunden zu dem ärmlichen, halb unterirdischen Dorfe Uplos-Ziché, welches am Fuße eines Berges liegt, der vom Stromufer jäh in grotesken Formen aufsteigt und oben einer mächtigen, mit Zinnen gekrönten, zerstörten Mauer gleicht. Er besteht aus Molasse, deren Schichten eine Menge zerrissener, verwitterter, gespaltener und nach allen Richtungen mit Adern durchschnittener Lagen darstellen. Die Schichten sind von ungeheuerer Mächtigkeit und bald grau, bald

Doch schaut man hinab in die lachende Flur,
Da schäumt zwischen Hügeln der brausende Kur,
Aus Armeniens Bergen, vom Ararat her
Bringt er wundersame, urheilige Mär.

Kein Laut dringt empor aus den Fluren ringsum
Zu der steinernen Stadt, ganz verödet und stumm;
Kaum hört' ich das Schallen vom eigenen Tritt,
Als ich prüfend die Grotten und Hallen durchschritt.

---

gelb, bald schmutziggrün von Farbe. In einer Höhe von etwa 700 Fuß höhlen sich die phantastischen Felsengebilde zu einer Menge Wohnungen aus, wie das Gedicht sie schildert. Die Mehrzahl derselben liegt längst in Trümmern. Sie bildeten bis zu den Zeiten Dschingis-Chan's eine Stadt, deren Bewohner unter dem Schwerte seiner Horden fielen. Doch sieht man noch zahlreiche, in den Felsen gehauene Gemächer und Säle, deren Bildhauerarbeit von hoher Kultur und Kunstfertigkeit zeugt und die Betrachtung in das Dunkel von Jahrtausenden zurückführt, wo die Bewohner der kolchischen Lande auf einer höheren Stufe der Bildung und Kunst standen, als man dem heutigen Geschlecht nachrühmen kann. — Der Name Uplos-Zichó bedeutet „Burg des Uplos". Uplos steht in der georgischen Chronik als der Sohn des Karthlos bezeichnet, eines sagenhaften Königs, womit die Geschichte der Georgier beginnt.

Viele Stufen erklomm' ich, glattspurig und schmal,
Da öffnet sich vor mir ein fürstlicher Saal,
In der Mitte gewölbt, und von oben bricht
In den dämmernden Raum verklärendes Licht.

Und noch manches Gemach, bald groß, bald klein,
Betrat mein Fuß in der Stadt von Stein,
Wo Alles, was das Aug' entdeckt,
Uralter Zeiten Erinnerung weckt.

Hier haben die Wogen der Sintflut gebraust,
Hier hat Alexander der Große gehaust,
Hier brachten auf hohem Felsaltar
Die Parsen dem Lichtgott ihr Opfer dar.

Dann kam eine Jungfrau mit Heiligenruhm
Und brachte nach Kolchis das Christenthum;
Die heilige Nino wurde verbrannt,
Doch der Glaube blieb an die Asche gebannt.

Und soweit der Wind die Asche verweht,
Erschallt noch heute der Christen Gebet;
Nur hier oben, in der Stadt von Stein,
Steht die Christenkirche verwaist, allein.

Im Ruhmesbuche der Felsenstadt
Ist sie nur ein eingeschobenes Blatt,
Zerknittert vom großen Mongolenchan,
Dem länderverwüstenden Tamerlan.

Ich wanderte durch die Stadt wie im Traum,
Da singt kein Vogel, da blüht kein Baum,
Und bei der Frage: wann und warum
Entstand diese Stadt? bleibt alles stumm.

Peter der Grosze auf dem Sterbebett.

Gieb mir zu trinken, Kätchen! . . . Was ist das?
Kaum sprech' ich's aus und schon führst Du das Glas
Mir an die Lippen, der aus langem Schlaf
Erst wachgeworden als mein Ruf Dich traf,
Du treue Pflegerin! Wie manche Nacht
Hast Du nun schon an meinem Bett durchwacht,
Anschmiegsam meinem ungeschlachten Wesen,
Mir jeden Wunsch vom Auge abzulesen,
Ihn zu erfüllen eh' er ausgesprochen.
Die wachen Nächte zählen schon nach Wochen.
Mir schloß ein Schlaftrunk oft die Augenlider,
Dich aber fand ich immer munter wieder
Wenn ich erwacht. Du scheinst mein Athemholen
Selbst zu belauschen, schleichst auf leisen Sohlen
Umher, von steter Angst um mich getrieben,
Und hast doch keine Ursach mich zu lieben . . .

Nein, widersprich nicht, Kätchen, hör' mich an:
Du weißt, ich bin kein liebenswerther Mann,
Der Himmel schuf mich nicht für zarte Minne,
Er hatte Größeres wohl mit mir im Sinne
Als Weibern zu gefallen. Leicht zum Ziel
Gelangt' ich stets wenn eine mir gefiel,
Was oft genug geschah. Doch immer frei
Blieb ich von eitler Liebesschwärmerei.
Dich hab ich von der Straße aufgelesen,
Doch immer theurer bist Du mir gewesen
Als alle Reifrock- und Perrückendamen,
Die je an Höfen mir zu Augen kamen.
Durch viele Hände warst Du schon gegangen
Eh' meine Arme liebend Dich umfangen,
Doch Du verstandest mich ganz wie ich bin
Und wurdest ganz ein Weib nach meinem Sinn.
Mit meinem Heer bedroht vom Großvesier
Am Pruth, verdankt' ich meine Rettung Dir!
Durch welchen Zauber Du in jener Nacht
Das wunderbare Rettungswerk vollbracht,
Das mich furchtbarem Untergang entrissen:
Hab' ich Dich nie gefragt, — ich will's nicht wissen.

Frei ward ich, durch Dich, von den Türkenhorden,
Und Du bist dafür Kaiserin geworden!
Ich soll nicht weiter sprechen — doch ich will;
Die Zunge steht mir ohnehin bald still.
Der Wandrer blickt, wenn er an's Ziel gekommen,
Gern rückwärts auf den Weg, den er genommen.
Ich folgte nicht den Spuren meiner Ahnen:
Ich mußte selbst mir meine Wege bahnen.
Durch rauhe Wildniß, mühsam, Schritt vor Schritt
Kam ich zum Ziele; Du gingst tapfer mit.
Viel äußere Feinde galt es zu bekämpfen,
Viel Aufruhr auch im eignen Volk zu dämpfen
Bis ich es zwang, mit mir vereint zu handeln,
Rußland in eine Weltmacht umzuwandeln,
Die solche Kraft und Größe schon gewann,
Daß ich mein Auge ruhig schließen kann
Im Hinblick auf mein festbegründet Werk.
Wohl ist es mächtiger Feinde Augenmerk,
Bedräut von mancher neuen Kriegeswolke,
Doch unser Geist lebt fort in unserm Volke,
Und dieses Volk, wie biegsam es auch scheint,
Beugt seinen Nacken keinem äußern Feind.

Krieg kann die Quellen seiner Wohlfahrt mindern,
Doch keine Menschenmacht sein Wachsthum hindern.
Aus Westen bracht' ich ihm der Bildung Segen,
Nach Osten führt' ich's einem Ziel entgegen,
Wo Siegespreise winken ohnegleichen,
Wenn auch nach langem Kampf erst zu erreichen . .
In meinem Volk bin ich ganz aufgegangen,
Nach längerm Leben trag' ich kein Verlangen.
Seit böse Krankheit meine Kraft gebrochen
Und gierig weiternagt an Mark und Knochen,
Fühl' ich mich in der Welt so überflüssig,
Daß ich des Lebens herzlich überdrüssig.
Ich schüttl' es ab wie eine ekle Last.
Drum ist der Tod mir ein willkommner Gast . . .
Weib, widersprich mir nicht! Du magst mich streicheln
Mit warmer Hand, und kosend mich umschmeicheln:
Es thut mir wohl, doch glauben kann ich nicht,
Daß Dir noch Freude macht mein Angesicht;
Ich selbst erschrak jüngst bei dem Anblick baß
Als ich zuletzt mich sah im Spiegelglas.
Ich weiß, mein Leiden hab' ich selbst verschuldet,
Doch übermenschlich auch dafür geduldet.

Nun mag's genug sein meiner langen Qual.
Füll' mir das Glas zum Abschied noch einmal
Und trink mir zu . . . Du bist ein Wunderweib!
So frisch und blühend noch an Geist und Leib,
Als hätte Dir die Zeit nichts angethan
Seit jenem Tag, da wir zuerst uns sah'n.
Nun lieg' ich hülflos, kann mich kaum noch rühren;
Du könntest selbst den Teufel noch verführen
Und bist mein guter Engel doch geblieben,
Auch seit nichts übrig blieb an mir zu lieben.
Einst hast Du Heer und Leben mir gerettet
Und jetzt im Sterben mich so sanft gebettet,
Als sei Dir die Erinn'rung ganz entschwunden,
Wie wild im Jähzorn Du mich oft gefunden.
Doch mächtige Feuer zeigen größern Rauch
Als kleine, und so ist's bei Menschen auch.
Der Rauch verweht, allein des Feuers Kraft
Bewährt im Werk sich, das man dabei schafft.
Und aus uns Beiden schlugen mächtige Flammen
Zum Schaffen eines Riesenwerks zusammen,
Das bleiben wird auch wenn wir nicht mehr sind . .
Ich fühle, daß es nun mit mir geschwind

Zu Ende geht; drum laß den Priester kommen!
Du hast zwar meine Beichte schon vernommen,
Mehr als Du weißt, wird er nicht von mir hören,
Doch darf ich unsrer Kirche Brauch nicht stören,
Der ich mich selbst gesetzt zum Oberhaupt.
An Kirchenheilige hab' ich nie geglaubt,
Doch immer jeden alten Brauch geehrt
Der weihevoll den Blick in's Innere kehrt.
Die letzte Beichte ist ein heiliger Brauch;
Das ganze Lebenswunder liegt im Hauch.
Im letzten Hauch, wenn er die Wahrheit spricht;
Spricht sich der Mensch sein eigenes Gericht.

Beim Grabmale Heinrichs des Löwen.

Im Dome zu Braunschweig schläft Heinrich der Leu
Sein Aug' hat im Tod sich erschlossen auf's Neu',
Zum Himmel aufblickend, so friedlich und mild
Wie das seiner Gattin, der holden Mechthild,
Die neben ihm ruht, — und im steinernen Leib
Zu athmen noch scheinen der Löw' und sein Weib
Und es spricht aus den Zügen so selige Ruh'
Als wäre die Wiege des Glücks ihre Truh'.

Nun schüttelt der Leu seine Mähne nicht mehr
Wie einst, da er stürmend voranzog dem Heer,
Gegen Wenden und Römer den Streitkolben schwang,
Viel Feinde, nur niemals sich selber bezwang,

Und doch ragt' er nicht blos als Kühnster im Streit,
Auch in Wissen und Kunst weit voraus seiner Zeit,
Ein erleuchteter Geist, der mit kundiger Hand
Viel Quellen der Wohlfahrt erschlossen im Land.

Doch im ruhlosen Leben, auf Ländergewinn,
Auf Kriegsruhm und Beute stand immer sein Sinn;
Ob er Schätze gewonnen von Kaiser und Reich,
Von Christen und Heiden — galt Alles ihm gleich!
Er wollte der mächtigste Fürst sein im Land
Und ist es geworden, doch ohne Bestand.
Manch dunkles Jahrhundert zog über die Gruft
Des gewaltigen Mann's, eh' sich füllte die Kluft,
Die Deutschland zerriß, ganze Heere verschlang,
Bis dem rühmlichsten Kampf unsre Einheit entsprang.

So durchzog meinen Geist der Erinnerung Strom
Am Grabmal des Löwen im Braunschweiger Dom.
Ich schaute bewundernd die Heldengestalt,
So herrlich gegliedert, durchsichtig umwallt
Von dem Marmorgewand — wie die Gattin zur Seit' —
Als wär' es ein Bild Perikleischer Zeit.

Kein Name verkündet des Genius Ruf,
Der von Heinrich dem Löwen dies Denkmal schuf,
Doch wer darauf richtet sein Augenmerk,
Gedenkt auch des Meisters bei seinem Werk,
Das den Helden, erlöst von den Schlacken der Zeit,
Uns zeigt in urbildlicher Herrlichkeit.

Im Donauland.

Manch Lied erklingt aus alter Zeit
Von Bruderhaß und Völkerstreit,
Der oft der Donau Segensflut
Gefärbt mit ihrer Söhne Blut,
Bis aus den wilden Horden
Durch starker Herrscher Hand
Ein friedlich Volk geworden
Im schönen Donauland.

Vom Schwarzwald bis zum Schwarzen Meer
Wie rauscht die Donau stolz einher!
Von ihrer Wiege Felsenwand
Durch's Baierland und Schwabenland,
Durch Böhmens Waldesdome
Und Berge dringt sie ein,
Und wächst zum großen Strome,
Noch größer als der Rhein.

Ein Spiegel, im Vorüberziehn,
Wird sie dem kaiserlichen Wien;
Hält auch im schwanken Bilde fest
Das königliche Buda-Pest.
So stürmt sie flutgewaltig
Fort durch Gebirg und Flur,
Eint Länder mannigfaltig,
Wie Perlen an der Schnur.

Gen Sonnenaufgang geht ihr Lauf,
Viel Seen und Flüsse nimmt sie auf,
Zieht bald in spiegelblanker Flut,
Bald wildbewegt in Sturmeswuth;
Um viele Inseln legt sie
Ein schimmerndes Gewand,
Und viele Schiffe trägt sie
Zum fernen Morgenland . . .

Deutsch ist Dein Name, Donaureich!
Sei stark, bleib Deinem Namen gleich!
Es war des deutschen Geistes Ruf,
Der Dich zu stolzer Weltmacht schuf,

Und wieder geht ein Mahnen
An Dich vom deutschen Geist,
Der Dir die rechten Bahnen
Zu hohem Ziele weist.

Folg' seinem Ruf, bleib nicht zurück!
Die neue Zeit bringt neues Glück.
Im Sängermund des Heldenthums
Rühmt jedes Volk sich gleichen Ruhms,
Doch wo es gilt zu lenken
Ein Volk zu rechter That,
Da gilt heut deutsches Denken
Und guter deutscher Rath!

Christus.

Dein war das Wort, das größte,
Das einst die Welt erlöste
Durch der Apostel Mund —
Bis es in Dogmen erstarrte
Und bald die Menschheit narrte
Im ganzen Erdenrund.

Doch wo gesprengt die Hülle,
Wirkt seine Segensfülle
In frischer Urkraft fort,
Lehrt Haß in Liebe wandeln
Und menschenwürdig handeln
Nach Deinem heiligen Wort!

Der Koran.

Ihr schnörkelhafte Lettern
Im unscheinbaren Buch,
Wie könnt ihr stürmen und wettern
Ungläubigen zum Fluch!

Durch euch wurden Völker entzündet
Zu Kampf und Mord und Brand,
Und wurden Reiche gegründet
Zu tausendjähr'gem Bestand:

Als göttliche Offenbarung
Seid ihr zur Welt gebracht
Und seid geworden zur Nahrung
Furchtbarer Menschenmacht.

Von Juden und von Christen
Ward eure Lehre geborgt,
Doch das Werk der Evangelisten
Ward mit dem Schwerte besorgt.

Den Gott im Traum begrüßte
Und als Propheten bestellt:
Er streute den Sand der Wüste
In's Auge der ganzen Welt.

Seit tausend Jahren schütteln
Die Weisen die Köpfe dazu,
Und an dem Machtbau rütteln
Die Christen ohne Ruh.

Von seiner einstigen Größe
Blieb nur ein morscher Rest,
Doch gegen alle Stöße
Hält Glaubenskitt ihn fest.

Viel Völker zogen weiland
Zum Kampf in's heilige Land;

Ihr Blut floß für den Heiland,
Deß Grab nun in Türkenhand.

Wo heute noch Christen beten,
Die gepilgert zum heiligen Grab:
Der Halbmond des Propheten
Blickt höhnend auf sie herab!

Es eint nicht Liebe noch Glaube
Die Völker der Christenwelt:
Sie erwarten ihr Theil vom Raube
Wenn einst der Halbmond fällt.

Bis dahin können die Lettern
Im unscheinbaren Buch
Noch lange stürmen und wettern
Ungläubigen zum Fluch.

Aus der Krankenstube.

I.

Was soll dein Schimmer,
Mond, mir im Zimmer?
Wo ich voll Kummer
Seufze nach Schlummer
Und meinen Augen
Nichts mehr will taugen
Als Schlaf und Ruhe —
Und wär's in der Truhe!

Dämpf' deine Helle,
Bleicher Geselle,
Hör' auf zu funkeln,
Laß mich im Dunkeln!

Hast mich verstanden?
Plötzlich verschwanden
All deine Strahlen,
Doch nicht meine Qualen!

Wie ich mich strecke
Unter der Decke:
Nichts will sich fügen
Mir zu genügen.

Blicke nur wieder
Freundlich hernieder,
Tröstlich im Zimmer
War doch dein Schimmer!

2.

Können Gedanken,
Wie Körper, erkranken?
Sind unsre Geister
Der Körper nicht Meister?

So fragst Du vergebens:
Im Räthsel des Lebens,
Wo Licht und Schatten
Untrennbare Gatten,
Ist ganz nie zu lösen
Das Gute vom Bösen:
Nur die Entzweiung
Führt zur Befreiung.

Fort aus der Schranke
Strebt der Gedanke,
Vom Körper trennbar,
Doch nicht erkennbar
Ganz ohne Hülle;
Denn Geistesfülle
Frei aller Banden
Wird nicht verstanden.

Doch ein Kiel kann sie halten,
Ein Meißel gestalten,
Ein Pinsel sie malen
Und ein Auge sie strahlen.

Traumbild.

Hoch über mich selbst erhoben
Erschien ich mir im Traum:
Ich sah mein Bild von oben
Und erkannte mich selber kaum.

Als mein Zerrbild erschienen die Züge
Der schattenhaften Gestalt,
Nichts war mir daran zur Genüge
Und doch zog sie mich an mit Gewalt.

Ein seltsames Doppelleben
Ließ mich das Traumbild sehn:
Ich sah mich im Lichte schweben
Und zugleich im Dunkel gehn.

Hoch oben ein ganz Andrer,
Befreit vom Leibesjoch,
Sah ich als Erdenwandrer
Mich unten immer noch.

Gewaltsam zog's mich nieder,
Da war ich vom Traum erwacht;
Mir fieberten Haupt und Glieder
Im Bette die ganze Nacht.

Mondnacht.

Der Mond zerreißt im Kampfe mit der Nacht
Ihr schwarzes Kleid, sie liebend zu umfangen
Mit Strahlenarmen; seines Auges Macht
Weckt auch in ihr bald glühendes Verlangen
Und, ganz bezwungen von dem hehren Freier,
Begeht sie mit ihm wonnige Liebesfeier.
Erbleichend sehn die unnahbaren Sterne
Dem Spiele zu aus kalter Himmelsferne,
Allein die Menschenwelt macht, unterm Schutze
Der Mondnacht, sich ihr Beispiel gern zu Nutze.

Die Natur und der Mensch.

Dieses Schauspiel in vier Handlungen
Das mit jedem Jahr sich erneut
Und im Wechsel seiner Verwandlungen
Bald Blüthen, bald Schneeflocken streut,
Fängt zuweilen an, auf Erden
Ein wenig langweilig zu werden.

Uns gelüstet nach neuen Erfahrungen
Auf ungewöhnlicher Spur,
Und in graunvollen Offenbarungen
Gewährt sie uns Mutter Natur,
Läßt die Erdkruste bersten und beben,
Uns haarsträubende Dinge erleben.

Wirkt Verheerung durch Ueberschwemmungen
Wie durch Feuer und Sturmesgewalt,
Ueberspringt alle menschlichen Hemmungen

Ihres Unheils in jeder Gestalt,
Weckt durch Werke blinder Zerstörung
In den Völkern den Geist der Empörung.

Doch sie läßt sich leiten und bändigen
Wenn man sich vor ihr nicht scheut,
Und der launisch unbeständigen
Gebieterin selbst gebeut,
Um ihre Stärke zu nützen
Sich vor ihr selber zu schützen.

Nur die vom Menschen bezwungene
Natur ist dem Menschen hold,
Nur das ihr geistig Entrungene
Beut sie als Frucht und Gold —
Nur dem Genius, der sie erlöste
Aus sich selbst, gewährt sie das Größte.